



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

*With this book and 5
supplement. 22*

Das voretruskische und etruskische
Bologna

Von F. VON DUHN

Sonderabdruck aus
Prähistorische Zeitschrift V. 1913





Sonderabdruck
aus der
Prähistorischen Zeitschrift N^o Heft 3-4 1913



Das voretruskische und etruskische Bologna

Von F. von Duhn

Was die Entdeckertätigkeit seit Gozzadini's erster Schrift über die Brandgräber des Dörfchens Villanova ONO, von Bologna (1854) aus dieser Stadt und ihrem geschichtlichen Weichbild gemacht hat, sieht staunend jeder Besucher des musterhaft aufgestellten Museo civico, Gozzadini, Zannoni, Brizio, Ducati, Ghirardini, Pellegrini u. a. haben, jeder in seiner Art, unendliche Reihen von Bausteinen zusammengetragen, aus denen Grenier¹⁾ jetzt, man möchte fast sagen endlich, ein geräumiges, schönes Haus gebaut hat, das in erfreulicher Übersichtlichkeit vor uns ausbreitet, was wir wissen und uns ermöglicht, solches Wissen auch für uns zu zusammenhängendem deutlichen Sprechen zu bringen. Schon lange ist Greniers Name mit Bologna verbunden, seit er in einer Zeit, welche solch fremder Beteiligung an praktischer Arbeit auf italienischem Boden noch mit verständnisvoller Freudigkeit zustimmte, wichtige Kontrollgrabungen in der Westnekropole selbst leiten durfte, über die sein sorgfältiger und von den bis heute besten Karten jener Gräbergebiete begleiteter grosser Bericht in den *Mélanges d'archéologie et d'histoire* XXVII dankbar aufgenommener Besitz unserer Wissenschaft ist. Seitdem verfolgt er in alljährlichen Besuchen auf das aufmerksamste den Fortgang der Arbeiten und der Erkenntnis. Da ich selbst seit bald 40 Jahren dasselbe tue und für Bologna, Stadt, Landschaft, Gräber, auch ziemlich zusammen habe, was ich zu wissen glaube, war es mir besonders interessant, zu lesen und zu prüfen, wie ein zum miturteilen so sehr berufener Fachgenosse diesen wissenschaftlich wichtigsten Komplex der alten Gallia cisalpina ansieht. Fäden, die von West und Nord, von Süd und Ost kommen, laufen hier zusammen. Die geographische Lage Bolognas bedingt Geschichte und Kultur dieses bedeutsamen Platzes bis auf den heutigen Tag. Es ist nicht bloss Bologna, sondern ganz Oberitalien und seine Anknüpfungen, sowohl nach griechischen und etruskischen, wie nach nördlichen Landen, denen Greniers Buch sammelnd, verarbeitend, aufklärend dient.

Ich glaube, dem Leser dieser Zeitschrift am nützlichsten zu sein, wenn ich den Inhalt des wichtigen Buches Kapitel für Kapitel kurz angebe und gelegentliche kritische Bemerkungen gleich daranschliesse.

Das Vorwort gibt, neben Persönlichem, eine Art zusammenfassendes Glaubensbekenntnis: die Etrusker sind zur See gekommen aus dem östlichen Mittelmeergebiet um die Wende von der „Bronze“ zur „Eisenzeit“; die „Villanovaleute“, d. h. die voretruskische „italisch“ sprechende, dem Leichenbrand huldigende Bevölkerung des Gebiets östlich vom Panaro zwischen Appennin und Po seien eine *tribu fugitive de l'Italie centrale*, die dort einige Zeit etruskische Kultur aufgenommen, dann sich nach Norden gewendet, dort etwa 2^{1/2} Jahrhunderte ruhig gelebt hätte, bis die Etrusker gegen Ende des sechsten Jahrhunderts nach-

¹⁾ A. Grenier, *Bologne Villanovienne et étrusque, VIII—IV siècles av. notre ère*, (Bibliothèque des écoles françaises d'Athènes et de Rome fasc. CXXI), Paris 1912, 540 S., 4 Pl., 150 Abb., Frs. 12.

gerückt seien. Durch seinen Satz: „Les terres de l'Europe ont fourni les peuples mais les flots de la Méditerranée ont apporté les arts“ gibt der Verfasser uns selbst den Weg zur Kritik seiner Anschauungen an die Hand.

Kap. I. Klare Übersicht über die Geschichte der Entdeckungen in Stadt und Nekropolen Bolognas einschliesslich Marzabottos und Darstellung der Fundgebiete. Gebührende Hervorhebung der wichtigen örtlichen Trennung zwischen „Villanova“- und etruskischen Gräbern in der Westnekropole und des von Grenier im Auftrage der Ecole française besonders untersuchten Scheidungsgrabens. Leider muss S. 26, 4 gesagt werden, dass der in rein wissenschaftlichem Interesse von französischer Seite ausgesprochene Wunsch, diese Grabungen in noch ausgedehnterer Weise fortzusetzen, von den italienischen Behörden abgelehnt worden ist, bedauerlich namentlich auch, weil die zunehmende Besiedelung dieser Gegend vor Porta S. Isaia die Untersuchung von Jahr zu Jahr mehr erschwert, ja bald ganz unmöglich machen wird. Wann wird endlich Italien sich wieder erheben zu jener vorurteilsfreien, echt und einzig wissenschaftlichen Höhe, die es selbst früher besass, die jetzt der Stolz griechischer Verwaltung ist?

Kap. II. Was wir von der voretruskischen Stadt Bologna wissen, wird an Hand namentlich von Zannonis Abitazioni dargelegt. Mit Recht wird der von Nissen durch seine Verallgemeinerung gefährlich übertriebene Gedanke absichtlicher Orientation bei der Gründung abgelehnt, ein Gedanke, der seine Berechtigung hatte, wo in noch pfadlosem Umland kleine Ansiedlungen meist auf gerodeter Fläche in regelrechter Form angelegt wurden, wie es die Erbauer der Pfahlbauten auf festem Lande (Terremare) oder griechische Kolonisten z. B. in Possidonia und Selinus taten, der aber zur Absurdität führt, wenn in helleren Zeiten bereits Strassen durch das Land ziehen, an deren Richtung sich die Siedelungen naturgemäss angliedern — so in Bologna — oder wo die Niveauverhältnisse in hügeligem Lande die natürlichen Vorbedingungen für die Form der Siedelung geben, so in Etrurien, den Hügeln von Latium oder den mittel- und süditalischen Bergländern.

Hübsch wird die Entstehung der Stadt auf einer flachen, vor den Überschwemmungen gesicherten Hügelgräte zwischen zwei vom Appennin kommenden Bächen durch Schilderung der Örtlichkeit erklärt. Dieser angepasst bilden sich die Wege, die bis in das heutige Bologna hinab für die Gestaltung des Strassennetzes massgebend geblieben sind, jene Wege, welche auch in ihrem weiteren Verlauf uns über die wichtigsten Fernverbindungen der jungen Ansiedelung aufklären, so namentlich nach dem Lande südlich des Appennin damals nicht durch das Renotal, sondern über den Passo della Fata, wie ich schon 1890 (Atti e Mem. d. Dep. di stor. patr. III, VIII, 2) darlegte. Die glückliche Lage am Kreuzungspunkt schon in frühen Zeiten wichtiger Verbindungen inmitten einer für Ackerbau und Viehzucht hervorragend geeigneten Landschaft hat die Stadt begründet und gehoben, nicht etwa Naturfestigkeit ihrer Lage. Ob freilich Grenier befangen ist zur Annahme, sie sei völlig unbefestigt gewesen, mag dahinstehen. Dass, wo die beiden Bäche Ravone und Aposa als sichernde Einfassungen dienen, keine Spuren von Befestigungsgräben gefunden sind, ist natürlich, und ebenso ist es begreiflich, wenn in einer ununterbrochen besiedelten und erweiterten Stadt sich keine Reste von Wällen und etwa hölzernen Palisaden der Urstadt haben auffinden lassen — eben-sonenig wie z. B. in Rom vom Murus terreus Carinarum —, wie sie voraussetzen müsste, wer in den „Villanova“ leuten die Abgliederung derselben Stämme erkennt, die in einem früheren Stadium ihrer Entwicklung die Pfahldörfer der mittleren Poebene errichteten (freilich nicht Greniers Ansicht). Mit Recht schliesst Grenier aus der Fülle von Rot- und Schwarzwildknochen in den Wohnhütten dieser ersten Ansiedler auf die Nähe reichlicher Wälder, deren allmähliche Rodung das Anwachsen der Bevölkerung ermöglichte und begleitete. Das Bestreben, die Siedlungsform Bolognas für diese Periode näher zu bestimmen, veranlasst den Verfasser zu einem Rundblick über alte Siedelungen in Mittelitalien. Mit Interesse betrachtet er namentlich die Formen des Synoikismos; in einem solchen erkennt er z. B. die Erklärung zu Catos Capuagründung um 470; der Etruskereinbruch in Kampanien habe dazu den Anstoss gegeben; für mich erfreulich, dass in dieser für die ganze sog. kampanische Etruskerfrage wichtigen Auffassung der Verfasser, augenscheinlich unbewusst, sich mit der meinigen (Riv. di stor. ant. V, 37—38) völlig trifft; auch zur Stütze seiner Meinung, dass

der Zusammenschluss der Einzelsiedelungen auf dem römischen Stadtboden sich vollzogen habe unter Einwirkung eines äusseren Druckes, den Grenier in der Besitznahme Roms durch die Etrusker erkennt, würde sich die Caeliustradition wohl verwenden lassen. Aus solchen Synoikismoi sei nun Bologna nicht entstanden, es habe ein anderes Gepräge; die spärlichen Reste älterer, in die ausgehende Bronzezeit zurückweisenden Siedelungen und die dort gefundenen Artefakte hätten zu wenig Beziehungen zu der folgenden Kultur, um ethnische Gleichartigkeit, d. h. also um unmittelbare Fortsetzung wahrscheinlich zu machen. Er findet eine Kluft zwischen der „Villanova“-ansiedelung in Bologna, die er, 1912 noch mit Recht, als das älteste „Villanova“-zentrum in dieser ganzen Gegend bezeichnet, und der „Bronzekultur“ der Terremare, und glaubt dieselbe nur dadurch erklären zu können, dass die „Villanova“-leute schon mit einer fertigen Kultur von Süden eingerückt seien, dass also Bologna nicht geworden, sondern mit einem Male gegründet sei. Wer waren nun nach Grenier diese „Villanova“-leute, die ersten Gründer eines wirklichen Stadtwesens in Bologna? Das oben genannte Glaubensbekenntnis des Verfassers im Vorwort gibt die Antwort. Ist sie richtig?

Wir rühren hier an einen Kardinalpunkt der ganzen altitalischen Forschung, der allerdings noch einiger Aufklärung bedarf, aber so, wie Grenier denkt, doch nicht erledigt werden kann. Wollte ich die viel verhandelte Frage in ihrem ganzen Zusammenhang hier aufrollen, so müsste der geduldige Leser Gefahr laufen, von mir eine mindestens ebenso lange Abhandlung zu bekommen, wie diejenigen Helbig's, Brizios, Pigorini's u. a. Ich fasse daher kurz zusammen, was sich als Übergang der sog. Pfahlbaukultur, die ihrerseits mit derjenigen der Urbevölkerung vielfach verschlungen ist, in die sog. Villanovakultur darstellt.

Die Urbevölkerung, deren Hüttenreste und liegende Hockergräber in bereits regelrechter Anordnung, mit Beigaben, die eigentlich keine rein neolithische sondern schon — wie in Griechenland — beginnende Metallzeit verraten, uns am besten bekannt sind durch Colini's gründliche Behandlung von Remedello Sotto (Colini, Remedello-Sotto nel Bresciano ed il periodo eneolitico in Italia, 2 Bände, Parma 1899, 1900, 1902, zusammen gedruckt aus dem Bull. d. paletn. ital. XXIV—XXVII), wurde wahrscheinlich während der zweiten Hälfte des dritten Jahrtausends in ihrer säkularen Ruhe gestört durch die von Norden, zum Teil sicher durch die östliche Schweiz vermutlich in verschiedenen Strömen eindringenden „Pfahlbauer“, welche ausser ihren charakteristischen Bau- und Lebensformen auch die Kenntnis des Bronzegusses und die Sitte der Totenverbrennung (so auch Grenier 151) mitbrachten. Zuerst, so scheint es, in kleinen, neben den Wohndörfern im Wasser angeordneten Pfahlbauten (See von Varese), oder aber auf dem Lande, dort zuerst ebenfalls mit Wall und Graben umgeben und auf Pfählen ruhend (Castellazzo bei Fontanellato, Parma), später (ebenfalls Castellazzo) ohne diese Sicherung, stellten sie Graburne neben Graburne, jede meist mit einer Trinkschale geschlossen, in die Erde, ohne dass mit Absicht irgendeine Beigabe hinzugefügt wäre. So die ursprüngliche Sitte, hart und einfach. Generationen folgten in diesen Pfahldörfern auf Generationen, immer weiter dehnte sich dies Ansiedelungsnetz aus, von den grossen Seen westwärts bis Piemont, östlich bis zu den Seen bei Vicenza und in die Euganeen, und südlich des Po ebenfalls von Piemont bis in die Nähe Bolognas. Die starke Befestigung der Pfahldörfer auf dem festen Lande, in mancher Beziehung an die späteren, aber in uralter Sitte wurzelnden Kriegslager der Römer erinnernd, war berechtigt durch den zu Anfang selbstverständlich begreiflichen offenen oder latenten Widerstand der Urbevölkerung, vielleicht auch damals noch durch Furcht vor wilden Tieren. Allmählich bahnte sich jedoch eine Annäherung, ein Ausgleich an. Andersartige Gestaltung der Wohnweise, namentlich aber der Grabformen, lässt uns die langsame Auflockerung der alten starren Gewohnheiten, namentlich des alten Grabritus, in lehrreicher Weise beobachten, und damit den Übergang in die Brandgräberform der in Italien sog. ersten Eisen- oder Villanovazeit.

Zunächst gibt es Urnenplätze, wo die Urnen zwar noch in der alten Weise hart beieinander, auch in Reihen übereinander stehen, jedoch aus irgendwelchen Gründen nicht mehr in so unmittelbarer Nähe der — mehrfach noch gar nicht aufgefundenen — Ansiedelung, natürlich auch schon ohne Pfahlbau und Graben, wie ja schon das jüngere Grabfeld bei Castellazzo (I); alsdann Urnenplätze (II), wo die Urne bereits von der benachbarten durch eine, wenn auch noch so rohe

Steinplatte getrennt ist, sonst noch in nichts von I unterschieden; ferner solche Gräber, bei denen die sichernde und isolierende Umbauung der Urne schon eingesetzt, infolgedessen auch weitläufigere Einbettung der Urnen in die Erde (III), sonst mit I und II noch gleich; schliesslich die gleichen Formen wie I–III unter Hinzufügung von Beigaben, wie sie das Urvolk fortfuhr, seinen bestatteten Toten mit ins Grab zu legen (IV). Ist es doch psychologisch verständlich, dass, wenn das in seinem Besitz und wahrscheinlich auch in seinen Rechten wesentlich beschränkte Volk der alteinheimischen Hüttenbewohner seine Toten mit Beigaben ausstattete, die der damaligen Zeit wertvoll erscheinen mussten, die neuen Herren des Landes, je mehr die ersten Gegensätze durch das Zusammenleben anfangen sich auszugleichen, sich scheuten, ihre eigenen Toten arm wie die Kirchenmäuse ins Jenseits zu schicken. Nicht nur als Ganzes begann das Herrengeschlecht sich als solches zu fühlen, sondern auch in jedem Einzelnen musste die Empfindung aufwachen, etwas Besonderes zu sein; so verlor jenes Gepräge allgemeiner Gleichheit im Leben wie im Tode einer einzigen grossen Familie, wie es uns die Pfahlbauten zu Wasser und zu Lande widerspiegeln, wo der Einzelne nur für das Ganze lebt, jener embryonale Keim späteren römischen Staatsgefühls, etwas von seiner alten Herblheit. Man begann, dem Toten etwas von seinem Besitz, dessen was ihm persönlich eigen war, mitzugeben: eine Art Anerkennung des Individuums auch im Tode. So trat allmählich an Stelle des Gesamtgrabes das Einzelgrab mit seiner persönlichen Ausstattung und isolierenden Umhegung, ein Vorgang, der natürlich erst möglich war, nachdem die alte Vorstellung des Totenpfahlbaus mit seiner notgedrungenen Enge vergessen, die Sitte nicht mehr geübt wurde, ihre unbewussten Folgeerscheinungen zu verklingen begannen, man sich des Landes so sicher fühlte, dass man die Toten überall dem Boden anvertrauen konnte, sie nicht mehr zu schützen brauchte, auch den von den Toten erwarteten Schutz gegenüber dem befriedeten Lande nicht mehr als so notwendig empfand. Dieser Prozess ist eine selbstverständliche Parallelercheinung zu dem Verzicht auf die mühselige Anlage der Pfahlbaudörfer, der gegen Ende des zweiten Jahrtausends in der Poebene, natürlich auch allmählich, eingetreten sein muss. Man hielt es nicht mehr für nötig, sich in jenen Dorffestungen einzusperren, breitete sich im Lande aus und entwickelte damit langsam auch den Begriff des Einzelbesitzes, der als *Area privata* neben den *Ager publicus*, den alten Gemeinbesitz, trat; dabei amalgamierte man sich immer mehr mit den Urbewohnern, so dass diese, von denen die Herren gelernt hatten, den Toten Eigentum mit ins Grab zu geben, nun ihrerseits — auch das ja psychologisch völlig begreiflich — die Herrensitte der Totenverbrennung annahmen. Am langsamsten tritt dieser Wechsel ein, wo die Urbewölkerung in abgeschlossenen Berggebieten, wohl noch lange politisch selbständig, sitzt; so bei den Ligurern der Seelpen und des ligurischen Appennin erst vom fünften und vierten Jahrhundert an; am raschesten, wo der Pfahlbauer mit dem Urbewohner unmittelbar zusammen haust und nach dem Aufgeben der Pfahlbausitte mit seinen, denen des Urvolks nunmehr gewiss sehr gleichartigen Hüttendörfern in die westliche Lombardia und Piemont, durch keine Naturgrenzen gehindert, ebenso schrankenlos vorgreift, wie nach Südost, in die weitgebreiteten Gefilde südlich des Po bis zur Adria. Nur das Gebiet zwischen Mincio, Po und Alpen, der *Venetorum angulus*, in dem sie zu der Zeit, als sie noch in die Seen bauten, ebenfalls begonnen hatten, Fuss zu fassen, verschloss sich ihnen später, da ein anderes ebenfalls verbrennendes Volk, die Veneter, aus Illyrien kommend, sich hier im zweiten Jahrtausend festsetzte und das Land für sich behauptete, so jetzt gegen die „Italiker“ wie bedeutend später gegen die Gallier.

Aber andere Schwärme dieses tatkräftigen Volkes, das durch das Aufgeben der einengenden Pfahlbausitte an Beweglichkeit ausserordentlich gewonnen hatte, zogen um diese selbe Zeit, als man im Mittelmeergebiet allgemeiner angefangen hatte, für Werkzeug des täglichen Lebens und bald auch für Waffen die Bronze durch das Eisen zu ersetzen, über den Appennin und richteten sich ein in Etrurien und Latium, nahe den Quellen des über alles gesuchten Metalls, durch die dort, wie es scheint, nicht sehr zahlreich sesshaften Urbewohner nicht sonderlich behindert. Das war also im zweiten Jahrtausend, wahrscheinlich noch in dessen mittleren Jahrhunderten, da die gewiss früher als man gewöhnlich annimmt einsetzenden Erscheinungen der sog. Villanova-Hallstattkultur auch südlich des Appennin geraume Zeit zu ihrer Entwicklung brauchen und der Einbruch der Etrusker von

Manchen, z. B. G. Körte, viel zu spät gesetzt, noch in die Völkerwanderungszeit und beträchtlich vor die griechische Kolonisation gehört. Wie im Polend so manche jener Dorffestungen Ausgangspunkt geworden ist für die späteren Städte der Poebene, so wurden die Ansiedelungen dieser damals nach Etrurien und Latium gezogenen „Italiker“ der Keim wohl so ziemlich all der Städte, die später hier stehen und von denen so manche bis auf den heutigen Tag weiterlebt. Die Verteilung der Gräber lehrt uns, dass südlich des Appennin grade diese Stätten von den Siedelungen der Urbewohner noch unberührt waren.

Mit diesen Darlegungen stelle ich mich nun allerdings in Gegensatz zu Grenier, der die Ansicht vertritt, die „Villanova“-kultur Bolognas sei von der „Bronzekultur“ der *Terremare* durch eine Kluft getrennt, sei also wesentlich jünger, könne auch ethnisch nicht mit ihr verbunden werden. Der oft bemerkte, jüngst namentlich durch Colini (Bull. di pal. XXXV 1910, 104–149; 177–204; XXXVI, 1911, 96–149) im einzelnen nachgewiesene, typologisch ältere Charakter des Brandgräberinhalts in der südlichen *Etruria maritima* gegenüber dem Inhalt der — bis 1912 — ältesten „Villanova“-gräber Bolognas bringt Grenier zu dem Schluss, dass die „Villanova“-leute Bolognas erst einige Zeit in Etrurien gelebt und dann den Wanderstab nach Norden gesetzt hätten.

Ist jedoch dieser Schluss richtig, ist er zwingend? Gewiss hat Colini mit seinen typologischen Beobachtungen und der daraus folgenden typologischen Chronologie recht. Aber wer sagt uns denn, ob die bis jetzt freilich spärlichen Besiedlungsspuren Bolognas aus früherer Zeit sich nicht gelegentlich noch bedeutend vermehren können? Erscheint doch z. B. jetzt eben, nur 1 km vor Porta San Vitale, noch im Stadtkreis des jetzigen Bologna eine geschlossene Brandnekropole, bis jetzt schon gegen 600 Gräber, die Urnen in blosser Erde, von rohen Platten umstellt, die Gräber oder Grabgruppen oben durch aufrechte, unregelmässig geformte Platten als Cippi gekennzeichnet, deren Formen entweder „Villanova“-formen älterer Art, vielfach noch reine *Terremare*-formen sind, mit einfacher gradliniger, scharf gepresster und weiss gefüllter Ornamentik und älteren Fibelformen, auch Fibeln mit Fusscheibe (!). Der Gesamteindruck ist älter als Benacci I. Bis herunter zur historischen Ecke bei San Marino (Verucchio) hat die Urbewölkerung der ganzen Romagna ihre Bestattungssitte aufgegeben gegen die Verbrennung, und bestätigt wird die sich in diesem Wechsel ausdrückende starke Beeinflussung durch Träger der „Bronzekultur“ durch jetzt schon ziemlich zahlreiche Stationen, Fundplätze, Sammelfunde, welche Gerät aus Metall und Ton gebracht haben, das sich mit den Formen der *Terremare*-kultur, sei es unmittelbar deckt, sei es aus ihnen ableitet; Colini, Bp. XXIX 1904, 65; 76–78; Pigorini, Bp. XXXIV 1908, 175–184; Peet, *The stone- and bronzeages in Italy and Sicily* 1909, 375–386. An der Durchsetzung der Urbewölkerung zwischen Panaro und der Adria mit Einwanderern, die wohl auch die politischen Herren wurden, aus der mittleren Poebene ist nicht mehr zu zweifeln. Das kann allmählich erfolgt sein, intensiver natürlich und früher, je weiter nach West, dünner und später je östlicher. Wahrscheinlich aber hat sich diese Durchsetzung in ziemlich friedlichen Formen vollzogen; daher die Gründung bzw. der allmähliche Ausbau Bolognas in offener durch die Natur wenig verteilter Lage — ein Mangel, dem das fremde Herrenvolk der Etrusker gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts einrückend, wohl durch Anlage einer Hochburg im Süden der Stadt (Ducati, *Rendiconti dei Lincei* 1909, 217–223) abhalf — während die über den Appennin nach Süden ziehenden „Italiker“, weniger durch nachbarliches Zusammenwohnen mit den dortigen Urbewohnern vertraut geworden und vermutlich zu einem früheren Zeitpunkt, als sie selbst noch mehr an die Verteidigungsnotwendigkeit gewöhnt waren, sich in Etrurien und Latium zuerst überall die naturfesten Lagen aussuchten. Dass diese Bewegung über den Appennin im allgemeinen früher eingesetzt hat, als die „italische“ Besiedelung der Romagna, ergibt sich neuerdings ja auch durch die überraschende Entdeckung des in den Übergang von der „Bronze“- in die „Eisenzeit“ gehörenden Gräberfeldes von Pianello bei Genga unweit Fabriano, dessen Gestaltung und Einzelformen, durch den verdienten Entdecker dall'Osso im Museum von Ancona vortrefflich vor Augen geführt, die *Terremare*-nekropolen ganz unmittelbar in Erinnerung rufen (*Bollettino riassuntivo del III Congresso internaz. archeol.* 55; Colini, Bp. XXXIX 1913, 49–68 tav. I–III); es ist die bis jetzt östlichste Brandnekropole Mittelitaliens; dort weiter nach der Adria

vorzudringen, war den verbrennenden „Italikern“ augenscheinlich verwehrt durch die energische altpiccinische Bevölkerung vielleicht illyrischen Stammes, deren bis tief in die geschichtlichen Zeiten hinabreichende Hockergräber aus namentlich Novilara, deren Sprache die bekannten Inschriften überliefern. Dass auch sonst in dieser alten Wanderzeit vereinzelte Gruppen der verbrennenden „Italiker“ den Tiber überschritten haben oder östlich von ihm sitzen geblieben sind, schon mitten in dem Bestattungsgebiet der umbrisch-oskischen Stämme, zeigen die frühen, ebenfalls noch unveröffentlichten Brandgräbergruppen von Monteleone bei Spoleto (Inhalt Florenz: s. Milani, *Italicí ed Etruschi* 52; D. R. Museo archeol. di Firenze 1912, 297 tav. CXVII, 1) und von Terni (Inhalt meist Rom; s. Colini, Bp. XXXIX 1913, 29).

Grenier wird aber bei seiner These auch einigen anderen Tatsachen nicht gerecht. Es traf schon 1912 nicht zu, dass alle „Villanova“-formen aus den Nekropolen Bolognas so sehr viel jünger seien, als die Formen des südwestlichen Etrurien. Die Fibelformen z. B. von Benacci I und auch manche der keramischen Formen reichen wohl annähernd ebenso hoch hinauf. Und dass so manche der Typen aus Tofla und Allumiere in Benacci I und den anschliessenden Gruppen fehlen, spricht nicht gerade für die These, dass die ältesten „Villanova“-leute Bolognas identisch gewesen seien mit Leuten, die früher, bis zu ihrer Wanderung nordwärts, südlich des Appennin gewohnt hätten. Hausurnen, Buechero und so vieles andere für Toscana-Latium Charakteristische fehlt auch nördlich des Appennin; das ist wesentlich. Dann aber unterschätzt Grenier die Tatsachen, welche beweisen dürften, dass keineswegs alle Terremareleute, wie man früher gern meinte, die mittlere Lombardei verlassen haben um die Zeit des Übergangs aus der sog. Bronzezeit in die „Eisenzeit“. Sorgsame Beobachtung der Gräber und ihres Inhalts ermöglicht uns jetzt schon, festzustellen, dass der Übergang in die „Villanova“-typik sich auch hier an vielen Orten in Form einer ganz ruhigen Weiterbewegung vollzogen hat. Ich darf es mir nicht versagen, zur Erhärtung dieses wichtigen Punktes in Einzelheiten einzugehen. Die Nekropole von Casinbalbo, westlich vom Panaro, gehört zu den oben mit (I) und (II) bezeichneten Entwicklungsstufen der Pfahlbaugrabanlagen. Sie liegt nur 200 m entfernt von einer Terremara, der zugehörigen Siedlung, die Urnen waren meistens noch so eng gestellt, dass Crespellani 30 auf einen Quadratmeter berechnete, und dass vielfach die obere Urne in die untere gesetzt war, soweit nicht die untere isoliert und geschützt war durch eine als Deckel fungierende Trinkschale oder einen flachen Stein (Atti e mem. delle RR. Deput. p. I, prov. d. Emilia n. s. VII, 2, 1882, 219). Also alte echte Terremarebeisetzung (s. meine Darlegungen X, Heidelb. Jahrb. 1894, 152–153). Das keramische Material (Mus. Modena), besonders mannigfaltig gestaltet, zeigt eine langandauernde Entwicklung; die Hauptform der Urne ist ein fässchenartiger Topf, erst in jüngeren Formen mit Hals und Mündungsrand, meist mit nur einem Rundhenkel an der Seite, stets ohne Fussrand oder gar Fuss; daneben, wohl durchweg etwas jünger, in der Mitte mehr ausgeschwungene Töpfe mit einem oder zwei Henkeln, schliesslich auch einige der charakteristischen sog. Villanovaurnen, deren nord- und mittellitalische Formen sich zwanglos aus Terremaretypen entwickeln, wie längst gesehen ist (Undset, Ann. d. Ist. 1885, 70; Pigorini, Bp. XIII, 75; Colini, Bp. XXXIX 1913, 41–63); auch Trinkschalen mit oder ohne abgesetzten Rand, meist mit hohem Henkel, der mitunter die für die Terremarekeramik bezeichnenden Doppelhornhenkel (*ansa cornuta*) zeigt; dass manche der jüngeren Formen, besonders der Trinkschalen, bereits den Vorgang getriebener und genieteter Metallgefässe — also Errungenschaften der „Villanova“-kultur — voraussetzen, an sich wahrscheinlich, wird für solche Schalen bewiesen namentlich durch eine solche (Modena, Museum, Inv. 338, abg. Ghirardini, ML. VII, 114–115 Abb. 34ab) ziemlich hoch mit flachem Boden, eingezogenen Seiten und hohem, geschwungenem und dünnem Henkel, der am unteren und oberen Rand ansetzt; dass die an sich schon das metallische Vorbild zeigende Form tatsächlich einer solchen nachgebildet ist, ergibt sich aus der Verzierung des unteren Randes mit einer und des Henkels mit drei Reihen Bronzenägeln mit breitem Kopf, einer Zierweise, die besonders aus dem Bereich der Veneterkunst (seit Este, Periode II; im Museum Este zeigt z. B. die Schale 3299 völlig gleiche Form und Verzierung), bekannt auch in Etrurien und Latium, vorkommt (erschöpfende Behandlung Ghirardini's ML. VII, 76–200; vgl. Pinza, ML. XV, 435, 525, 655 ff.; Colini, Bp. XXXIX 1913, 54–55).

gleichartigen Schmuck zeigt eine andere Schale aus Casinalbo, wo die Bronzeknöpfe in loser Reihe um den oberen Teil laufen: Crespellani *Atti e mem. a. a. O.* tav. II, II = Montelius, *Civ. pr.* pl. XXXVIII Abb. 14; Bp. XXXVI 1911, 100; vereinzelte Beispiele auch in Bologna, Montelius *Civ. pr.* I, 369, 2; Grenier, *Bologne* 249. Aus der Nekropole von Casinalbo liegen im Museum Modena drei weitere Gefässstücke (270–272), die mit buckelartigen Erhöhungen übersät sind, ebenso solche aus der Terramara von Castione im Museum Parma, welche deutliche Nachahmung des Metallbeschlags darstellen; auch an Töpfen kann man Ähnliches beobachten; vgl. Ghirardini *a. a. O.* 113 (aus Savignano), 115 (aus Redù) und seine Darlegungen 117ff. Sowohl die Siedelung von Casinalbo wie die Nekropole reichen somit in ziemlich junge Zeit hinab, die nicht nur, wie Colini sagte, (*Atti del congresso stor. di Roma* 24) mit Bismantova und Fontanella (s. u.), sondern mit der vollentwickelten Villanovakultur gleichgesetzt werden muss. Auch aus der benachbarten Nekropole von Redù ist eine solche Schale mit Bronzenägelfverzierung im Museum Modena, erwähnt von Crespellani, *Atti d. mem. d. RR. Dep. p. I. prov. d. Emilia n. s.* VI, 1, 247, 2; VII 2, 221; also handelt es sich nicht um eine isolierte Erscheinung. Auch in der benachbarten Nekropole von Crespellano, bereits östlich vom Panaro in der Form der Gräber auch noch gleich I und II, 300 *m* von der zugehörigen Siedelung, mit etwas weiter gestellten Urnen (10 auf den Quadratmeter) sprechen die keramischen Funde, ebenso einige in den Urnen gefundene kleine Schmucksachen aus Bronze, Knochen, Bernstein für ruhige Fortsetzung der Siedelung und Gräber aus der Terremarezeit in die Villanovazeit hinab (Gozzadini *Atti e mem. d. RR. Dep. p. I. prov. d. Emilia n. s.* VII, 1, I: 5–10 und als Sonderdruck mit zwei Tafeln, *Bol.* 1881; Bp. VII, 138–143; XVI, 28, 29; Montelius, *Civ. pr.* I, pl. XXXIX, 5–20; Peet *a. a. O.* 367–368). So wenig nun, wie hier, nahe allerdings der alten Ostgrenze des von den Pfahlbauern ursprünglich eingenommenen Gebiets, ihre Kultur mit einem Male aufgehört hat, ohne eine Fortsetzung in die Villanovazeit zu finden, ebensowenig hat ein solcher Bruch weiter westlich stattgefunden, wenn auch zugegeben werden muss, dass die Bevölkerung dort reichlich vermindert sein mag durch jene Abwanderung in verheissungsvollere Gefilde südlich des benachbarten Appennin. In den nächstbenachbarten Landstrichen sind es bis jetzt freilich erst eine Fundstätte südlich und eine nördlich des Po, Bismantova und Fontanella di Casalomano, die uns den unmittelbaren Übergang von Terremare in Villanovakultur vor Augen führen. Grenier erkennt diese Verwandtschaft mit Villanova auch an (152–153), möchte aber, so weit ich sehen kann, ohne Grund in der dort wohnhaften und verbrannt beige-setzten Bevölkerung gern andere Leute, als die Terremarebewohner erkennen.

La Pietra di Bismantova, bei Castelnovo ne'monti zwischen Enza und Secchia, ist eine Berghöhe oberhalb des Passweges über den Cerreto ins Magratal, der natürliche Mittelpunkt der ganzen Gegend. Auf dem etwa 20 *ha* grossen Plateau folgten sich Ansiedlungen verschiedener Zeiten, während auf einer Halde unterhalb nach Nordosten sich ein kleines Gräberfeld erstreckte. In Reihen zu je sechs Gräbern sind die Beisetzungen angeordnet (Schema Bp. II, 251), jedes Grab mit etwa 1 *m* Eigenraum, die Aschenurnen fusslos mit grösstem Durchmesser in der Mitte, gradem etwas ausbauchendem Mündungsrand, entweder henkellos oder mit einem, seltener mit zweien, handgemacht, schwarz mit je drei bis fünf gravierten graden oder Zickzacklinien und beginnenden Mäandermotiven, mit Punktreihen sowie mit Buckeln verziert, welche meist vier Halbkreislinien umgeben, im allgemeinen also nach Form und Technik den Golaseccatypen I, mit Annäherungen an II, entsprechend. Geschützt sind die Urnen unten und oben durch unregelmässige Steinplatten, während die Seiten durch ebensolche Platten oder aufgesetzte kleinere Steine gedeckt sind. Die Mündung der Urne war entweder durch eine kleine unregelmässige Steinplatte oder durch eine fusslose Schale mit einem Henkel geschlossen. Über und um das Grab waren unregelmässige kleine Steine gehäuft, wohl zur Markierung des Grabes. In diesen Steinbauten fanden sich Tierknochen und Scherben, also wohl Reste eines dem Toten zu Ehren am Grabe gehaltenen Leichenmahles. Inhalt der Urnen war meistens nur Asche, also der alte strenge Pfahlbau ritus. Aber in manchen waren auch je eine Fibel, stets einfache Bogentibel mit kurzem Fuss, aber der Bügel schon mit reicher Lineamentik oder reliefiertem Spiralband geschmückt, auch

bereits mit seitlichen Verdickungen und Mittelanschwellung, auch wohl ein sog. Rasiernmesser mit gerundeter Schneide, gebrochenem Rücken und Anhängerring an kurzem Stiel, von der den schweizer Pfahlbauten eigenen Form, die sich aber auch in Italien, z. B. im Friaul, findet. Ausserdem fand Chierici in Spiralbandart gezogene Bronzehalsbänder, fünf- bis sechsfach gewundene breite Spiralarmbänder und dünne Fingerringe in Form einfach gewundener Reifen, Halsbandteile, Spiralbandröhrchen aus Bronzeblech (sog. Saltaleoni) und kleine Glasringe, diese letztgenannten Dinge in einer Urne, die vereint die Brandreste einer erwachsenen Person (Mutter?) und eines Kindes enthielt; auch ein gegossener Anhänger war in diesem Grabe; dem Kind sind also augenscheinlich schon manche Dinge mitgegeben, welche dem Erwachsenen zu lassen noch nicht allgemeine Sitte war. In einem andern Grabe fand sich ein kleiner Meissel; ferner wurden Haarnadeln, durchbohrte Knochenscheiben, Bernsteinperlen, sog. Webergewichte aus Stein und Glas (Halskettenteile) aus Gräbern gehoben. Die Vereinigung noch vielfach so altertümlichen Gebrauches mit allerlei verhältnismässig jungem Inventar mag sich aus der Entlegenheit dieses Bergdorfes erklären; dass die eigentümliche Gestalt der Terremareurnen schon fast durchweg der „Golaseccar“form gewichen ist, spricht besonders deutlich für Ansetzung dieser Ansiedelung schon in das verrückende erste Jahrtausend (Bp. I, 12—52, tav. II; II, 243—252 tav. VIII; VIII, 118—139 tav. VI; IX, 214; XVIII, 53, 45; XX, 10; XXXVI, 127; Montelius, *Civ. pr. I*, 221—226 pl. XLII). Sie mit Chierici und Brizio (*Mem. d. Acc. d. sc. di Bologna* 1882, 40) den Ligurern zuzusprechen fehlt jeder zwingende Grund; die ligurischen Brandgrabfelder von Cenisola Bollano Velleia u. a. sind um Jahrhunderte jünger, beweisen also nichts für Bismantova.

Und sehr ähnlich ist das Gräberfeld von Fontanella westlich von Mantua. Urnen von gleichartiger Form und Verzierung, wie diejenigen von Bismantova (Bp. XXVII, 23 = *Pigorini, Abitanti primitivi* 48 Abb. 43; Colini, Bp. XXXIX 1913, 29—30, 45, 55, 57, 65), „Rasiernmesser“ gleicher Form (Bp. XX tav. I Abb. 2), Bogenfibeln der gleichen Art, Haarnadeln usw. In einem Grabe eine Rippenurne aus Ton, also deutlich jüngere Metallnachahmung, liegend, gegen deren durchbohrten Fuss ebenfalls ein Rippengefäss gelegt war. Im selben Grab ein Trinkbecher aus Ton. (Bp. XVI, 50; *Not. d. sc.* 1889, 391—392; 1890, 25; Bp. XVIII, 53, 45; 55; XX, 10). Ähnliche Gräber nur vielleicht noch etwas jünger scheinen bei Besozzola, zwischen Borgo S. Donnino und Velleia, gefunden zu sein (in einem eine Gürtelschliesse merkwürdiger Form *Not.* 1878, 361). Auf noch jüngere Brandgräber mit einem Inhalt, der zum Teil sich schon mit dem Inventar der etruskischen Certosanekropole deckt, brauche ich nicht mehr einzugehen (z. B. Sant' Ilario d'Enza, Correggio, Casaltone) da sie wenn auch gewiss Zeugen ruhiger Continuität der Entwicklung doch für die Beurteilung der voretruskischen Zeit Bolognas nicht mehr direkt in Betracht kommen.

Neben diese Beweise für unmittelbare Fortsetzung der Terremarekultur in die sog. Villanovazeit und -art in der mittleren Poebene kommen nun die grossen und weite Zeiträume umspannenden Siedelungen und Gräberstätten, welche in der westlichen Lombardei und den anstossenden Teilen Piemonts sowie in den Alpentälern eine völlig ununterbrochene Entwicklung bezeugen von der Zeit ab, als die ersten verbrennenden „Italiker“ meist wohl durch die Ostschweiz in das Land rückten und sich allmählich die Urbewohner assimilierten, wo sie die Mehrzahl waren oder die politische Oberhand bekamen; also die ganze sog. Golaseccakultur, die bis zum Einbruch der Kelten ein ungeteiltes Ganzes bildet und noch tief in die Kelten- ja Römerzeit hinein diese ihre alte Art zur Schau trägt. Auch hier erfolgt der Übergang in die äusserlichen Formen der Villanovakultur ganz allmählich aber überall deutlich greifbar, mögen es nun unmittelbar aus Toscana oder aus Bologna oder auch aus dem Venetierlande kommende Strömungen sein, die bald mehr die eine, bald die andere sich bemerkbar machen. Was sich hier im entlegenen Inneren des Polandes als ruhige Fortsetzung offenbart, was auch im mittleren Poland, wie wir gesehen haben, wenn zurzeit auch noch nicht sehr reichlich beobachtet, aber doch vorhanden sich zeigt, warum soll das in Bologna durchaus nach langem unterbrechendem Schnitt erst durch eine persönliche Wanderung aus dem Süden erklärt werden können, warum ein bronzes-

zeitlicher Wint-rschlaf der Terramareleute (Grenier 182) während der Bologneser Villanovazeit durchaus angenommen werden? Die einfachste und durch die nächstliegenden Analogieen reichlich gestützte geschichtliche Folge ist auch hier doch gewiss die richtigste! Und finden sich neben einigen ganz alten Formen — ich erinnere an die Fibeln aus Benacci I — solche, die im Vergleich zur vor-etruskischen Etruria maritima reifer aussehen, so bleibt noch zu erwägen, ob nicht auf das nach Norden und der Adria offene Poland auch noch andere Einflüsse gewirkt haben. Schon während der Herrschaft der geometrischen Stilformen lassen sich Einwirkungen von Osten, vielleicht auch von Norden klar nachweisen, sind besonders von Böhlau in seiner bekannten Arbeit „Zur Ornamentik der Villanova-Periode“ 1895 dargelegt, auch von Ghirardini, Colini Bp. XXXIX 1913, 63—64, u. a. behandelt. Aber die geometrischen Systeme, welche wir in Bologna z. B. noch auf den in Presstechnik verzierten Tonsitulen Arnoaldi usw. gewahren, verstehen sich viel besser, wenn wir sie an diejenigen Gestaltungen anknüpfen, welche uns das festländische Griechenland vor Augen führt, als wenn wir die ältesten geometrischen Verzierungsformen der Etruria maritima vergleichen, deren enge Beziehungen zu Kyme und damit zu den aus den mykenischen entwickelten insularen Formen Gabrici jüngst in ausführlichen Untersuchungen erwiesen hat (Cenni sull' origine dello stile geometrico di Cuma e sulla propagazione sua in Italia: Mem. d. R. Acc. di arch. lett. e b. arti di Napoli 1911, 59—108 und „Cuma“: ML XXII 1913, 309—415), und die, wenn auch absolut genommen, gewiss vielfach älter als die oben bezeichnete Bologneser Keramik, doch einen stilistisch jüngeren Typ vertreten; dass im ganzen Polande, auch in Este, die Entwicklung stabiler ist und langsamer fortschreitet, manche südappenninische Stufen gar nicht mitmacht, ist eine bekannte Tatsache.

Somit scheint mir Greniers Theorie von der tribu fugitive, die um die Mitte des neunten Jahrhunderts aus Etrurien kommend, Bologna gegründet habe, einer vorurteilslosen Prüfung der Tatsachen nicht standzuhalten, infolgedessen natürlich auch nicht sein geistreicher Einfall, die Ocnuslegende auf diese „Villanovaleute“ statt mit den Alten auf die gegen Ende des sechsten Jahrhunderts einrückenden Etrusker zu beziehen; man hat fast die Empfindung, als ob diese Legende für ihn verhängnisvoll geworden sei und die ganze sonderbare Theorie mitverschuldet habe, da er in ihr wirklich etwas wie historische Überlieferung zu erkennen sucht.

Kapitel III. Grenier gibt einen Überblick über die Wohnhütten Bolognas an der Hand von Zannonis Abitazioni, deren Einzelheiten mit Hilfe von Scarabellis Castellaccio wohl noch etwas hätten erweitert werden können. Die Annahme der Priorität der Rundhütte und deren Übergang in die ovale und rechteckige Form — ohne dass die Rundhütte vor diesen jüngeren Formen zurückträte — entspricht der Analogie, die uns die Hüttenböden auch in andern Gegenden Italiens und namentlich auch Griechenlands lehren. Leukas, Thermon und besonders Olympia hätten dem Verfasser, wären sie ihm schon bekannt gewesen, noch manchen Vergleichspunkt geben können. Noacks prinzipielle Behandlung solcher Fragen, die doch 1908 erschien, scheint ihm auch entgangen. Aber der Wert und die Richtigkeit seiner Darstellung für Bologna wird dadurch nicht beeinträchtigt. Den Oberbau der Hütten sucht er nach dem Vorbild der Hüttenurnen zu rekonstruieren, versteigt sich sogar (S. 87) zu dem kühnen Schluss, dass das genre d'habitation in Bologna aus dem südappenninischen Lande stamme, comme nous le montrent les huttes-cabanes. Gegen diese Folgerung muss natürlich Einspruch erhoben werden, da sie einer Petitio principii verzweifelt ähnlich sieht. Wir können schlechterdings nicht wissen, ob die Hütten der Urbewohner der Poebene und die Hütten der Terramarebürger nicht in allem Wesentlichen ebenso aussahen, wie die Hütten, deren Böden und Wohnungsreste aus der Villanovazeit sich an den Strassen Bolognas und anderswo in der Romagna gefunden haben. Wir wollen doch nicht die schon oben hervorgehobene wichtige Tatsache vergessen, dass grade Hüttenurnen sich niemals nördlich des Appennin gefunden haben; denn die Vorstellung, nicht nur das Totendorf als Ganzes dem Dorf der Lebenden gleichartig zu denken — wie sie die Pfahlbauern einstmalen hatten —, sondern auch das Grab des Einzelnen dem Hause des Einzelnen, blieb einem Individualismus vorbehalten, der sich erst südlich des Appennin entwickelte bei jenen „Italikern“, die sich von ihren Stammesbrüdern im Polande bereits getrennt hatten.

Erwähnt sei übrigens, dass Grenier wohl besser getan hätte, Chiericis „Capanne-sepolcri“ ruhen zu lassen, da es doch sehr wahrscheinlich ist, dass der hochverdiente Grabungspionier sich ebenso wie bei den „Pozzi sepolerali di S. Polo d'Enza“ (Strenna zu Bp. II) durch an sich richtige Beobachtungen zu unrichtigen Schlüssen hat verleiten lassen. Bestattungsgräber der Urbewohner unten, Wohnhütten beträchtlich weiter in der Höhe mag richtig sein; aber dass die Hütten früher, die Gräber später eingetieft seien, werden wir jetzt kaum mehr geneigt sein, zu glauben. Unverständlich sind die weiteren Zitate, mit welchen G. die Sitte für Oberitalien zu stützen sucht (S. 80, Not. 2).

Kapitel IV. Verfasser schildert die Etruskerstadt Bologna und Marzabotto, wo die erhaltenen etruskischen Strassen und Häuser uns für das verlorene Bild Felsinas entschädigen müssen, gewiss richtig! Die alte Frage, schon von Dennis aufgeworfen und im Prinzip, wenn auch nicht der Wirklichkeit gemäss, ganz rationell beantwortet, wo denn eigentlich das mächtige grosse Felsina, das Haupt der etruskischen Zwölfstädte des Polandes gelegen habe, wurde oben schon berührt. Weder können die bescheidenen Hüttenreihen der voretruskischen Bewohner diese aufgenommen haben, da der Widersinn, in der kleinen Sperrfestung Misanum (Marzabotto), die allerdings von den Etruskern völlig aus dem Nichts geschaffen wurde, schöne Strassen mit allen möglichen Einrichtungen, geräumige, regelmässige, gut gebaute Häuser, eine Akropolis mit mehreren Tempeln zu finden, dagegen in der Hauptstadt Felsina nur Hütten einfachster Art und kleiner Abmessungen und keine Akropolis, keine Tempel usw., offenbar ist. Grenier entscheidet sich mit Recht für Ducatis Hinweis auf das Gebiet südlich der heutigen Stadt und die dort sich erhebenden Hügel westlich von der Aposa und dem gegenüber aufsteigenden Hügel von S. Michele in Bosco. Er weist noch insbesondere auf den Platz des heutigen Klosters der Osservanza hin, wohl mit Recht. Waren dort oben Burg und Heiligtümer, so musste die Etruskerstadt die Abhänge und die Talebene füllen zwischen dem Fuss dieser Hügel und den Mauern des heutigen Bologna. Auf einige Funde von Mauerresten, die vorrömisch sein müssen und entsprechende Scherben weist G. 124–125 hin, Funde, die deutlicher für die Etrusker sprechen, als die ganz unbedeutenden ähnlichen Spuren, die im Bereich der heutigen Stadt (G. 90) hier und da wohl auftauchen. Also neben der neuen und von einer Burg geschützten Herrenstadt die alte, weitgebreitete, dorffartige „Italiker“-niederlassung, mit ihren Hütten, die immerhin gegenüber den Hütten der in das spätere Volkstum aufgegangenen Urbewohner manchen Fortschritt gezeigt haben mögen wie denn Grenier mit Recht auf die erhöhten Holzfussböden hinweist, in denen Erinnerungen an die Pfahlbautechnik unbewusst weiterleben mochten. Von Grundriss und Einrichtung dieser voraussetzenden Etruskerstadt wissen wir freilich nichts; doch ist die Hoffnung nicht abzuweisen, dass der Spaten uns doch noch einmal etwas Klarheit bringt. Ist es doch ein mit Recht oft beklagter, auch von den massgebenden italienischen Forschern stark mitempfundener Übelstand, dass wir tatsächlich noch von keiner altetruskischen Stadt grösseren Umfangs — ausser dem einen Marzabotto — Grundriss und Baugeschichte kennen. Möchten die in Rom neuerdings vielfach besprochenen Pläne, Veji oder Caere oder auch Tarquinii ernsthaft und vollständig anzufassen, nicht nur aufgenommen sondern auch konsequent durchgeführt werden! Es handelt sich um Klarlegung wichtiger prinzipieller Fragen. Ist es doch z. B. schon jetzt durch die Gräbertorschung festzustellen, dass wohl in neun Fällen von zehn, wenn nicht noch häufiger, die Etruskerstadt einfach die Fortsetzung bzw. Erweiterung einer vorangegangenen „Italiker“-gründung ist. Grenier schliesst sich auch denen an, welche die Etrusker verantwortlich machen möchten für regelmässige Anlage der Strassen usw., in Verbindung mit dem etruskischen Augurationssystem; also, sagt er S. 93, war das Kapitol von Rom eine acropole étrusque, und gleich darauf: *Toutefois, dans les villes qui existaient avant leur arrivée, les Etrusques durent se contenter d'amorcer, vers le centre inaugural, le cardo e le decumanus.* Aber wenige Zeilen weiter muss er zugeben, dass im eigentlichen Etrurien, au coeur même du pays étrusque, in Vetulonia, die Strasse, welche man als den Decumanus ansehen müsse, eine ganz gewundene und unregelmässige Linie beschreibe. Nun, wer einmal in Vetulonia diese auf eine grosse Strecke sowohl innerhalb wie ausserhalb des alten Stadtkreises freiliegende und zweifellos älteste und hauptsächlichste Zugangs- und Verkehrsstrasse begangen hat, wird und kann

nie auf den Gedanken kommen, ihre Anlage auf eine gromatische Theorie zurückzuführen; sie ist eben gerade so angelegt, wie eine Strasse angelegt werden, ja sich selbst bilden musste, die sich über die Vorhügel zum höchsten Punkt der alten Stadt hinaufwindet; der Ausdruck *Decumanus* kann auf sie überhaupt keine Anwendung finden. Und dieselbe Entdeckung wird man bei den meisten, wenn nicht allen altetruskischen Bergstädten machen; es hat daher auch nicht die geringste Berechtigung, mit G. nun z. B. zu behaupten, in Rom müssten es die Etrusker gewesen sein, welche au milieu du Forum Romain, jusque là innocupé, tracèrent les deux grands chemins orientés, dieselben, welche Piganiol den Sabinern zuschrieb, insofern vielleicht richtiger, als wir wirklich noch nicht wissen, ob die Forumwege nicht noch hinaufreichen in die Zeit vor der etruskischen Dynastie, d. h. in die Zeit, wo auf den Abhängen von Velia Kapitoll und Quirinal und auch in der Niederung selbst die Brandurnen der verbrennenden und die Leichen der bestattenden „Italiker“, die aus der Sabina in die lateinische Ebene hinabgestiegen waren, friedlich und schiedlich der Erde anvertraut wurden. Grenier empfindet ganz richtig die Notwendigkeit, die Zufälligkeit des Geländes in erster Linie für die Gestaltung sowohl des Mauerkreises wie der Strassenzüge als massgebend anzusehen und spricht von der steten Notwendigkeit, zwischen der Theorie und der praktischen Forderung der Höhen- und Oberflächengestaltung zu kompromittieren; es ist ihm aber, abgesehen von jenen doch als etruskisch sehr fraglichen Wegzügen auf dem römischen Forum, sowie von dem Plan der doch auch als etruskisch sehr zweifelhaften Stadt Capua — bei Nola, das doch auch etruskisch hatte sein sollen, hebt er selbst die Unregelmässigkeit hervor — nicht möglich, eine regelmässige etruskische Anlage nachzuweisen ausser eben Marzabotto. Und das war nun wirklich eine erst von den Etruskern angelegte kleine Stadt, wo keine italischen Vorgänger gewesen waren: also mag es richtig sein, dass etruskische Neuanlagen genau wie griechische und heutige Kolonialstädte nach festen Orientierungsnormen angelegt wurden, aber doch auch nur diese; dass es ganz interessant wäre, nun wirklich das etruskische Felsina neben, ausserhalb des italischen Bologna, aufzufinden und auf seine Anlage zu untersuchen, liegt auf der Hand.

Grenier neigt zu der Ansicht, dass die Etrusker die Normen der Gründung, Orientierung und Anlage ihrer Städte den italischen Griechen entlehnt hätten. Er verweist selbst auf die regelmässige Anlage von Poseidonia. Wollte er ferner ein noch älteres Beispiel als Thurioi (443) nennen, so konnte er auf Neapel, aber auch ruhig auf Selinus zurückgreifen, statt Hulot und Fougères zu glauben. (S. 96) dass die regelmässige Anlage der Altstadt Selinus erst der kurzen Besetzung durch Hermokrates zuzuschreiben sei: der hatte in dem Drange der Karthagerversorge wahrlich keine Zeit gehabt, sich um regelrechte Neuanlage der Stadt zu kümmern, sondern mit der möglichst schnellen und wirksamen Neubefestigung alle Hände voll zu tun. Ob die griechischen Kolonisten, welche diese und andere Kolonialstädte so regelmässig anlegten, längst bevor Hippodamos daraus eine förmliche Lehre machte, freilich mit solcher Regelmässigkeit eine *interprétation rationaliste d'une tradition étrangère à la Grèce* (S. 98) vorgenommen haben, möchte ich bezweifeln.

Möglich ist es ja, dass das Beispiel der Griechen für die Etrusker eine Anregung gegeben hat; aber beweisen wird sich das schwerlich lassen; so gut wie die Pfahlbauern ihre so überraschend regelmässigen Anlagen von sich aus machten, können auch die Etrusker, ohne von Norden oder Süden dazu veranlasst worden zu sein, das gleiche getan haben, wies doch ihre ganze Geistesrichtung auf Unterordnung des Individuums unter das Gesetz. Und auch die von Grenier S. 120–121 betonte Verwandtschaft zwischen etruskischem Haus und altkretischem Palast- und Hausgrundriss muss so lange als rein zufälliges Zusammentreffen angesehen werden, bis es einmal gelingen sollte, ein sicher etruskisches Haus aus der Zeit der etruskischen Einwanderung, also spätestens zu Anfang des ersten Jahrtausends, aufzufinden, das dieselben Eigentümlichkeiten aufwies, welche für Kreta charakteristisch sind. Solange uns erst Marzabotto, in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, das älteste sicher etruskische Haus vor Augen führt, die Tomba Campana bei Veji eines der ältesten wirklich etruskischen Gräber in Form eines Hauses (7. Jahrh.), sind wohl die Beziehungen zwischen etruskischem und römischem, meinetwegen auch mit griechischem Hause, methodisch untersuchbar, aber nicht mit Hausformen, welche der Völkerwanderung vorausliegen.

Kapitel V. In diesem Kapitel gibt Grenier eine gute, auf das Material im Museum und auf sorgfältiges Studium der Literatur gegründete Darstellung der voretruskischen Gräber um Bologna, ihrer topographischen Verteilung und Schichtung. Da es sich hier um den mit Kapitel VI wichtigsten Teil der Aufgabe handelt, sei es mir gestattet, eine von Grenier völlig unabhängige, vor Erscheinen seines Buches niedergeschriebene Darstellung meinerseits zu geben und auf abweichende Ansichten Greniers dabei Rücksicht zu nehmen. Die beiden Darstellungen mögen sich gegenseitig kontrollieren und ergänzen.

Zwei von den Vorbergen des Appennin herabkommende Bäche, Aposa (östlich) und Ravone (westlich) und im Süden eben jene Vorberge selbst schliessen die Fläche ein, auf welcher sich in voretruskischer und etruskischer Zeit die Stadt Bologna ausdehnte, bequem in der Ebene sich ausbreitend, der Umfang dem Bedürfnis gemäss bald kleiner, bald grösser. Während im Osten die Aposa die unmittelbare Ortsgrenze schon früh gebildet zu haben scheint, besonders erkennbar noch heute an der Piazza della Mercanzia, wo Garisenda und Asinelli ihr stolzes Haupt erheben, die Strassen beherrschend, welche auch heute hierher von allen Seiten sich zum Eintritt in die alte Stadt vereinigen, dehnte sich im Westen freieres Feld, durch konzentrisch laufende Strassenzüge belebt, welche wahrscheinlich schon geraume Zeit, bevor sie den dichter besiedelten Mittelpunkt erreichten, durch die einfachen Rundhütten der „Villanovaleute“ eingefasst waren. So mag im allgemeinen das Stadtbild zutreffend sein, welches Zannoni *Abit. di Bologna Tav. I* gibt, wenn natürlich auch die um die „Stadt“ gezogenen Kreise nur einen sehr relativen Wert haben; denn in jedem Jahrhundert mag der Umfang der Stadt ein anderer gewesen sein.

Wir haben von vornherein nicht den geringsten Grund zu zweifeln, dass auch die in die Romagna gezogenen Gruppen der verbrennenden „Italiker“, an ihrer Väter Sitte festhaltend, ihre Begräbnisstätten vom Wohnkomplex getrennt ausserhalb, jedoch in unmittelbarer Nähe anlegten, und zwar noch auf öffentlichem Grund und Boden, auf Gemeindeland. Ferner in der Nähe der die Stadt verlassenden Wege, um die Stätten der Toten jederzeit gut erreichen, nötigenfalls auch schützen zu können, auf den Zugängen zu ihren Wohnplätzen sich selbst auch des Schutzes der Toten zu erfreuen. Solche Gräberstätten sind denn auch für die voretruskische Zeit rings um Bologna gefunden, stets die ältesten — im Westen mit zwei charakteristischen Ausnahmen — der Stadt zunächst, die jüngeren weiter hinaus. Zusammenhängende Untersuchungen haben sich vor der Westseite der Stadt anstellen lassen, dort aber mit solch erfreulicher Vollständigkeit und Sicherheit, dass jeder neue Fund, sei es hier, sei es anderswo, nur immer wieder eine Probe auf das schon gewonnene Ergebnis ist.

Das in der alten Zeit wohl gar nicht, später nur locker bewohnte Feld zwischen der heutigen Grenze der inneren Stadt und dem Ravone (etwa 600 m zwischen den ersten Hütten dieser Periode und dem Bach) wurde noch nicht zur Beisetzung benutzt, sondern absichtlich, so scheint es, frei gehalten, wohl um hierher weitere Ausdehnung der Stadt zu ermöglichen; war doch dies die Seite, welche sich dem heimatlichen Gebiet zwischen Appennin und Alpen entgegenstreckte, während die andere, östliche, dem Fremdgebiet zugewandte, bis hart an den schützenden Bach vorrückte, jenseit dessen gleich die ersten Gräber begannen. Diese wichtige Tatsache der Freilassung eines Streifens bis zum Ravone ist erwiesen durch Greniers Sondierungen im Fondo Moruzzi (Sommer 1906) und Zannonis Feststellungen im Vicolo degli Orbi (Juli 1907): Grenier, *Mél. d'arch. et d'histoire XXVII* 1907, 358—364 mit Plan und der für die ganzen westlichen Gräberfelder zurzeit besten Karte pl. VII—X. Alsdann kommt das Flussbett des Ravone, in älterer Zeit breit und unregelmässig mit der Neigung, sich immer mehr nach Osten zu erweitern, von West dagegen zurückzuweichen. Es beginnen darauf die Gräberfelder, benannt nach den Besitzern, zu deren Lebzeiten die entscheidenden Grabungen auf ihrem Boden gemacht wurden. (Siehe die Übersicht bei Grenier, *Bologne* 22—27). Zunächst südlich der von Porta S. Isaia nach der Certosa führenden Strasse die Fondi Benacci, wo von 1873—75 die bis jetzt ältesten Gräberfelder — gegen 2000 Gräber, leider immer noch unediert — und 1887 auf einem östlich dem Ravone allmählich abgewonnenen Streifen das jüngere Grabfeld Benacci-Caprara (*Not.* 1889, 297—333) entdeckt wurden. An das grosse Grabfeld Benacci stösst westlich, nur durch eine schmale moderne Strasse ge-

trennt, das Grabfeld de Luca, gleichzeitig aufgedeckt. Nördlich der Strada S. Isaia, von ihr etwas entfernt, der kleine Fondo Grabinski-Meniello, dann an der Strasse gegenüber de Luca der Fondo Tagliavini, westlich begrenzt durch den kleinen Stradello della Certosa, auf dem nicht weniger als 80 Gräber entdeckt wurden; davon westlich das grosse Grabfeld Arnoaldi. Es folgt südlich der Strasse, etwas von ihr entfernt der Fondo Guglielmini-Romagnoli Melenzani-Ruggieri, dieser das am weitesten nach Westen vorgeschobene Grabfeld der einheitlichen „italischen“ Brandgräber. Wie im Osten der Ravone, so schloss im Westen ein künstlicher Graben, 2,50 m breit, die Totenstadt ab, so wie Aposa und Ravone die Grenzen waren für die Stadt der Lebenden. Man erinnere sich der von besonderem Graben umschlossenen Nekropolen der Pfahlbauern vor den Toren ihrer Niederlassungen, welche selber Wall und Graben schützten!

Jenseit dieses Grabens folgte ein von Gräbern völlig freier glaxisartiger Streifen von 56 m Breite. Dies Pomerium, zusammen mit dem Grenzgraben, wurde zuerst von Gozzadini festgestellt: Not. 1884, 63; 73; 292—93; s. ferner Brizio, Atti e mem. d. R. Dep. d. st. p. l. prov. d. Romagna 1885, 186 und tav. VI; Atti d. soc. Rom. d'antropol. 1894, 227 ff.; Grenier, Mém. a. a. O. 132; Ducati, RCL, 1909, 206; (Grenier, Bologne, 1912, 24—26). Ich selbst habe vor Jahren anlässlich einer von Zannoni geleiteten Grabung das Vorhandensein jenes freien Streifens mit eigenen Augen feststellen können. Westlich dieses Streifens begann die Nekropole der Etrusker, diesseits, augenscheinlich von den Etruskern respektiert, war ausschliesslich „Italiker“nekropole, über der später gallische und römische Gräber angelegt worden sind, jedoch nur ganz vereinzelte etruskische, ein deutlicher Beweis für das friedliche und noch lange andauernde Nebeneinander der beiden Stämme. Wie sehr Graben und freier Streifen als unbedingte Grenze der städtischen Nekropole des italischen Stammes empfunden wurden, lehrt die Tatsache, dass nahe dem Graben die Brandgräber sich gewissermassen aufstauen und sich übereinanderlegen, da sie nicht weiter nach Westen hinauskönnen. Erklärlicherweise sind denn auch hier, wo bis zu drei Schichten übereinander liegen, die untersten die reichsten, die oberen werden zusehends ärmer und zeigen Gegenstände, die sich auch in den etruskischen Gräbern finden; augenscheinlich hat die etruskische Okkupation des Bodens gerade die besitzende Klasse der früheren Bewohner der Verarmung zugeführt und mit ihrer ethnischen allmählich auch ihre ökonomische Widerstandskraft verringert, so dass sie im fünften Jahrhundert wohl zu einem guten Teil in das Volkstum der herrschenden Klasse aufgingen und ebenfalls auf deren Grabfeldern sich beisetzen liessen, wenn auch meistens vermutlich festhaltend an ihrer ihnen eigenen Sitte der Verbrennung, woraus sich das Nebeneinander beider Sitten z. B. auf dem Friedhof der Certosa (287 Bestattungsgräber gegen 130 Brandgräber; Zannoni, Certosa 141) erklären mag. Wichtig ist, dass in der Etruskerzeit, wo Brandgräber und Bestattungen am selben Ort sind, die Brandgräber im allgemeinen — nicht immer — die ärmeren sind, grade umgekehrt, wie in den vorhergehenden Brandgräbergruppen der Romagna und des Veneterlandes vereinzelte Bestattungen in ihrer Ausstattung so sehr zurückstehen, dass sie nur Toten einer untergeordneten Volksgattung angehört haben können, in dem Fall also der Urbewölkerung. Über jene wichtige Tatsache der Übereinanderschichtung noch rein „italischer“ Brandgräber nahe der Westgrenze des „Italikerfriedhofs“, zuerst von Zannoni beobachtet, siehe Grenier, Mém. a. a. O. 371—72 not.; Ducati, RCL, 1909, 206; (Grenier, Bologne 149—51). Die oberen Schichten reichen noch in die Zeit hinein, wo die Etrusker bereits die politischen Herren waren.

Wenn sich 340 m weiter westlich inmitten der etruskischen Nekropolen, im Fondo Aureli-Balli im Jahre 1896 drei Brandgräber — von einem vierten glaubte Zannoni ebenfalls Spuren zu sehen — ziemlich nahe unter dem heutigen Boden fanden, trotzdem um etwa ein Jahrhundert älter als die ringsum und sogar noch etwas höher liegenden etruskischen Gräber aus dem zweiten Viertel des fünften Jahrhunderts, so können dieselben mit der Nekropole des voretruskischen Bologna nichts mehr zu tun haben, sondern gehören einem gesonderten Gehöft oder kleinen Vorort an. Das hat Grenier richtig gesehen, Mém. a. a. O. 330—332; 356 (Bologne 137—178); doch hat er und mit ihm Ducati (RCL, 1909, 197; 203; 207; 214) Unrecht, wenn er in diesen Gräbern Aureli die ersten noch vor der Okkupation über den Apennin gekommenen Etrusker erkennen will, die sich

hier inmitten der „Italiker“bevölkerung niedergelassen und also ihre Toten gleich italisch verbrannt statt etruskisch bestattet hätten. Dass sich in einem der Gräber ein korinthisches Gefäss, sog. Bombylios, fand, beweist gar nichts, ebenso wenig etwas etruskischer Schmuck aus Gold und vergoldetem Silber, von Ducati RCL. 1909, 199—202 beschrieben und z. T. abgebildet; konnte doch solcher Schmuck aus dem Nachbarlande leicht herüberverhandelt werden, wie wir ja auch in anderen voretruskischen Gräbern Bolognas etruskische Schmuckstücke finden, von Grenier selbst notiert *Mél.* 330, 3; Ducati 203; (Grenier, Bologne 175). Dagegen ist beweisend für den „italischen“ Charakter der Gräber einmal der so früh besonders deutlich gegen die Etrusker sprechende Brandritus, dann aber namentlich das reine „Villanova“-inventar der Gräber, alle drei grosse runde Tonfässer, sog. *Doli*, wie sie gerade der jüngeren voretruskischen Periode eigen sind, und lauter andere Gefässe, die nach Form und Technik bodenständig, nicht etruskisch sind, abg. RCL. 1909, 196—198. Ducati scheint mir die Gräber etwas zu spät in die letzten Jahrzehnte des sechsten Jahrhunderts zu setzen; ich möchte nicht unter die Mitte herabgehen. Diese weit nach Westen vorgeschobenen Gräber und das in jüngerer, aber immer noch voretruskischer Zeit auf dem Ravone abgewonnenem Boden angelegte Grabfeld Benacci-Caprara sind also jene beiden einzigen Grabkomplexe, welche dem regelmässigen Fortschreiten der Gräber von Ost nach West und der Beschränkung auf das Gebiet zwischen Ravone und Grenzgraben sich nicht fügen wollen; durch die so einfache Erklärung der Ausnahme geradezu eine Bestätigung des Gesetzes.

Schon in der Nekropole Benacci war es ein seltener Fall, das Aschengefäss in der blossen Erde zu finden; meist wird es geschützt durch Umstellung mit unregelmässigen Steinplatten oder Bruchsteinpackung, wenn nicht ringsum — der weitaus häufigste Fall —, so doch wenigstens von oben. Je reicher der Inhalt, um so besser pflegt auch die äussere Bedeckung zu sein; die besten Gräber zeigen die Form viereckiger, aus unregelmässigen Platten, je vier an den Seiten, eine als Boden, eine als Deckel zusammengesetzter Kisten, denen in manchen auf besondere Sorgfalt bedachten Fällen noch ein weiterer äusserer Schutz durch eine Bruchsteinpackung zuteil wird (Grenier, Bologne Abb. 20—21; 23—25). Grössere Einfachheit auch des Aeusseren ist den älteren Gräbern eigen; je jünger und geräumiger, um so sorgfältiger ist meistens, wie die Ausstattung mit Beigaben, so auch die äussere Sicherung. Zur Erhöhung der letzteren wird der ganze Inhalt früher wohl in Holzkästen (vereinzelte Beispiele Zannoni, Certosa 387; Not. 1893, 185), im VI.—V. Jahrhundert häufig in grossen Tonfässern — *tombe a dolio* — geborgen; schliesslich wird das *Dolio* mitunter selbst wieder unmittelbares Aschengefäss; Grenier, *Mél.* a. a. O. 437; (Bologne 144—147; 164). Im allgemeinen sind die Gräber etwa 1 m oder wenig mehr voneinander entfernt. Eine eigenartige wichtige Zutat sind auf jüngeren Gräbern, zuerst Benacci-Caprara (Not. 1891, 84; 1893, 181 Abb. 5 = Montelius, *Civ.* pr. I, 365, Abb. b.; s. Ducati, RCL. 1910, 253, Not. 2; [Grenier, Bologne 420]), und zwar dort als Material bei Herrichtung eines Grabes verwendet, also bereits etwas älter, Grabstelen, welche etwa 1 m oberhalb des Grabes aufgerichtet waren. Letzte Zusammenstellung bei Ducati RCL. 1910, 252—253 (und Grenier, Bologne 416 bis 432). Die Normalform der Stelen ist ein aufrecht gestelltes Rechteck, meist nach unten verjüngt, auf dessen oberem Rande sich eine aufrecht stehende runde Scheibe erhebt, deren Standfläche entweder durch segmentförmigen Abschnitt ihres unteren Kreisbogens oder durch besondere Verbreiterung gebildet wird. Die Scheibe und meist auch der obere Teil der Stele sind mit eingravierter ornamentaler und oft auch figurlicher Dekoration geschmückt, während der untere Teil, meistens mindestens zwei Drittel der Gesamthöhe, unverziert blieb, also wohl zum grösseren Teil im Boden steckte. Die Gestalt der Stelen legt die Vermutung nahe, dass sie ein typischer Nachklang einstmals beabsichtigt gewesener Nachbildung der menschlichen Gestalt sind, welche in primitivster Form, ursprünglich wohl als hölzernes Brett mit oben ausgeschnittenem Kopf auf die Gräber gestellt, diese als solche kennzeichnen sollten. Die Behauptung, der Stifter der Stele habe mit ihr ein Erinnerungsmal an die individuelle Persönlichkeit des Toten aufzurichten wollen, vielleicht sogar mit ihr eine religiöse Vorstellung verbunden, möchte selbst für die vorausgesetzten hölzernen Vorgänger der steinernen Stelen kaum wahrscheinlich gemacht werden können. Abgesehen von der Gesamtform der

Stelen (s. auch die Schulterrrundung der Stele Arnoaldi Montelius a. a. O. I, pl. 86, 14) sind es vereinzelt ornamentale Motive, die die Vermutung einstmaliger anthropomorphischer Vorstellung unterstützen: so, wenn auf einer Stele Arnoaldi (Not. 1893, 180 Abb. 4 = Montelius a. a. O. 366, c; Ducati a. a. O. 253, 5; [Grenier, Bologne 419]) die Kopfscheibe in ihrer oberen Hälfte zwei durch eine Vertikalfurche getrennte runde Scheiben zeigt (einstmals die Augen) oder wenn dieselbe Stele unter dem Kopf zwei hängende Spiralmotive und darunter eine runde Zierscheibe zeigt (Hals- bzw. Brustschmuck), oder wenn die Stele Benacci-Caprara gewissermassen in Brusthöhe zwei runde Zierscheiben hat, die von konzentrischen Kreislinien ausgehende Striche zeigen (die von Härehen umgebenen Brustwarzen). Alles dies natürlich nur unverständene Überlebel alter, das Menschenbild charakterisierender Darstellung. Erinnerungen an wirklich rundplastische Ausgestaltung solcher Grabaufsätze zeigen eine xoanonartige Stele aus S. Giovanni in Persiceto (Not. 1893, 178; s. Ducati a. a. O. 252, 1; [Grenier 418]) und eine freilich sehr kümmerliche aus dem Fondo Arnoaldi (Zannoni, Certosa tav. C, 6; s. Ducati a. a. O. 252, 2; [Grenier, Bologne 416]). Fraglicher schon, ob gewisse elliptische Grabaufsätze oder unverzierte Sandsteinblöcke, die über Gräbern in den Boden gesteckt, diese markieren sollten (z. B. Not. 1893, 184—185), ebenfalls solche erstarrte menschliche Bildungen waren. Jedenfalls völlig fern lag noch der Gedanke an menschliche Bildung jenen „Villanova“-leuten, die im neugefundenen Friedhof vor Porta S. Vitale (s. o. S. 476) rohe und völlig formlose Steinplattenstücke zur Bezeichnung der Gräber verwendeten.

Als später, im sechsten Jahrhundert, das Einströmen griechischer Kunst über Adria und das Eindringen der Etrusker von Süden die Bewohner der Poebene mit neuem Formreichtum bekannt machten und die so geschickten Veneter in Este anfangen, das fremde Gut in ihre eigenen Kunstformen hineinzuarbeiten, da begannen auch die Verfertiger dieser einfachen und noch barbarischen Grabstelen solche aus der Fremde überkommenen Erinnerungsbilder zu benutzen, um eigenen Gedankenreihen Ausdruck zu verleihen: ein solches Beispiel ist die Stele Zannoni, welche innerhalb der Nekropolen Bolognas an leider unbekannt gebliebenem Orte als Deckel eines „Dolio“, also auf einem jungen „italischen“ Brandgrab, gefunden wurde; dass das ihre ursprüngliche Bestimmung gewesen ist, wird man freilich ihrem neuesten Bearbeiter Ducati schwerlich glauben wollen. Sie war gewiss zum Aufrechtstehen bestimmt, also älter als das Doliograb mit seinem ebenfalls noch in das sechste Jahrhundert weisenden Inventar (Ducati, RCL 1910, 265); auch ob die Darstellung — ein auf dem Rennwagen herankommender Mann, ein Kentron in der linken Hand, über sich einen Sonnenschirm (?), der vor einer palmettengekrönten Säule halt macht und von einem mit dem Brabeutenwedel versehenen Mann in nationaler Tracht begrüsst wird — sepulkral gedeutet werden muss (so Ducati, der sich auf die Analogie der späteren etruskischen Stelen aus Bologna stützt) oder nicht einfach als Übersetzung ähnlicher griechischer Szenen, von Ducati selbst aufgeführt, aufgefasst werden kann, mag dahingestellt sein, da es noch an voretruskischem Vergleichsmaterial fehlt. Aber völlig überzeugend hat Ducati diese Stele (abgeb. Zannoni, Certosa tav. CL, 1; Montelius, Civ. pr. I, pl. 88, 10 [Grenier, Bologne 428]) noch für voretruskisch erklärt und ihr stilistisches Verständnis durch den Vergleich mit den Situlen Benvenuti Certosa und Arnoaldi sehr gefördert (a. a. O. 264—278). Die in griechischer Weise gegebene Bekrönung einer Grabstele gleicher Zeit wird man auch erkennen dürfen in dem nach Zannoni vom Stradello della Certosa, also aus rein „italischem“ Grabfeld stammenden Block, nella cui sommità erano un caule ed una cima a tre foglie: Ducati a. a. O. 263. Mit den vorher behandelten primitiven Stelen mit scheibenförmigem Abschluss ist es zunächst nützlich, manche der etruskischen Stelen aus Bologna zu vergleichen (z. B. Zannoni, Certosa, LXIII, 149, 3 = Ducati, ML XX Nr. 171; Zannoni, LXIX, 33—34 = ML Nr. 173, Abb. 13, 49; Zannoni, CXV, 1 = ML Nr. 188, Abb. 45; Zannoni, CXXXV, 1 = ML Nr. 194, Abb. 51), welche den Übergang zu den birnförmigen Stelen bildend, selbst deutlich von dieser am Ort vorgefundenen voretruskischen Stelenform abhängig sind; ferner aber — ausser den bereits von Ducati, RCL 1910, 253—254 beigezogenen Beispielen — die hocharchaische Stele von Salpi (Museum Alfedena): RCL 1909 tav. zu S. 416 (Mariani) und Mayer, Jahrb. 1910, 191—192, sowie

die bekannten Stelen aus Pompeji, Cumae, Capua und dem Bruttierlande mit Kopf, aber vertikal abgeschnittenem Gesicht, das jedoch einstmals bemalt war: Mau, *Pomp.*², 430—431, 437 u. ö. und Nachtr. 57; von Duhn, *Pomp.*², 106. Es wird der Schluss erlaubt sein, dass solche Stelenform mehr oder minder abgekürzter Menschengestalt ähnlich und meist wohl aus vergänglichem Material hergestellt, gemeinitalischer Vorstellung entsprang; zur Stütze dieser Annahme bedarf es freilich noch weiterer Beweismittel: es sei darauf hingewiesen, dass auch in der archaischen, umbrischen Nekropole von Terni Grabeippen gefunden sind von annähernd rundem Umriss über dem im Boden steckenden vertikalen Teil: s. z. B. Bp. XXXV, 16. Auch an die spätligurischen Stelen aus dem Magratal mag erinnert werden (Bp. XXXV, tav. III, 32—37; *Rev. archéol.* 1909, II, 52—54; Montelius, *Vorklass. Chronol. Italiens* 1912, S. 18, Abb. 64), aber nur als Analogie, da „italische“ Mitwirkung hier wohl sehr zweifelhaft sein dürfte.

Die Asche ist in den früheren Gräbergruppen regelmässig beigesetzt in einer jener Tonurnen, die nach ihrem ersten Fundort Villanovaurnen genannt werden, jedoch über die ganze Halbinsel und auch ausserhalb derselben verbreitet sind, hier im Norden, wie schon bemerkt, in Terremareformen ihre unmittelbaren Vorstufen haben, anderswo sich unabhängig aus anderen verwandten Formen entwickelt haben werden. Später werden die Formen mannigfaltiger, auch wird das Tongefäss häufig durch ein solches aus Metall ersetzt. Was zur unmittelbaren körperlichen Ausstattung des Toten gehörte, also bei der Verbrennung ihm nicht abgenommen wurde, namentlich Fibeln, kleine, augenscheinlich am Gürtel getragene halbrunde Messer mit eingebogenem Rücken (sog. Rasiermesser, vielfach jedoch auch in Frauengräbern gefunden), daneben in Benacci II und später auch gerade Messer mit elegant geschwungener Klinge (über beide Arten Grenier, *Bologne* 274—280) und sonstige kleine Schmuckstücke, fand seinen Platz mit in der Urne; anderes, was zu gross war, um in die Urne gefügt zu werden, wurde in die Grube ausserhalb des Aschengefässes gelegt: z. B. die früher Gürtel (cinturoni; s. namentlich Orsi, *Atti e mem. d. R. Dep. d. st. p. p. l. prov. d. Romagna* 1885 tav. I—IV) genannten, jetzt als Frauenkorsage erkannten elliptischen und vielfach reich mit Treib- und Ziselarbeiten verzierten metallischen Gebrauchsstücke, Beile, augenscheinlich einst mit ihren Handgriffen ins Grab gelegt, vereinzelt jedoch auch in die Aschenurnen, dann natürlich ohne Griffe, Schwerter, seltener, meist mit sog. Antennengriff, absichtlich zerbrochen, weil sonst noch zu gross, um in die Grube zu passen, ebenfalls bereits von Benacci I an, Lanzen- spitzen, auch selten, in vielen Gräbern Pferdegeschirr, namentlich Gebisse, aber auch zugehörige Ringe, Phalerac (vgl. Brizio, *Not.* 1889, 325), Kentra, womit sich denn sehr wohl vereinigt, dass oftmals über den Gräbern, und zwar unmittelbar auf den die Grube deckenden Platten (z. B. *Not.* 1876, 67) sich Reste von Pferdekadavern gefunden haben, die also, ähnlich wie bei den Skythen, den Toten begleiten mussten, damit er im Jenseits einer seinem Range entsprechenden Aufnahme sicher war. Dagegen fehlen hier durchaus Reste etwa zugehöriger Wagen, wie sie im benachbarten Picenum, Umbrien, Etrurien den Toten oft mitgegeben wurden: die Kleinheit der Brandgräber hätte keinen Raum dafür gewährt. Solches Geschirr war keineswegs immer Vorrecht der Männer. Ein sicheres Beispiel aus einem Frauengrabe bringt Brizio aus Benacci-Caprara (*Not.* 1889, 327 bis 330), wo bei nur einer Beisetzung sich die regelmässige Frauenbeigabe, Spinnrocken und Spindel — ausnahmsweise aus Bronze, sogar mit Quirl und Fadenrest, daher erhalten — sowie eine Anzahl tönerner Wirtel fanden. In jüngeren Gräbern, namentlich Arnoaldi, ist schon oftmals ein Stück Aes rude mitgegeben (z. B. *Not.* 1879, 63 [s. auch Grenier, *Bologne* 263]). Für die Frauengräber ist selbstverständlich bezeichnend reichlicherer Schmuck, namentlich Fibeln in grösserer Anzahl, Haarnadeln, Haarspiralen bzw. Ohringe, Halsketten, Armbänder und Finger- ringe (Zusammenstellung Greniers, *Bologne* 280—305). Der Sicherung des Toten gegen böse Einflüsse dienten zahlreiche gefundene kleine, runde Weihrauchbüchsen, meist aus Bronzeblech (Ducati, Bp. XXXVIII, 11—29), sowie von Benacci II ab Anhänger aus Bronze oder Nachbildungen aus Ton, oftmals mit Bernstein ausgefüllt, der Beilform sich nähernd, meistens zusammen gefunden mit in der Mitte etwas verdickten Bronzezylindern, deren Enden in knopfartige Verstärkungen ausgingen; sie scheinen ein den Frauen eigener Schmuck gewesen zu sein (*Not.* 1890, 229). Die von Gozzadini ausgesprochene, von Pigorini (Bp. XVI, 62—76) wiederaufgenommene

Deutung auf musikalische Instrumente, undenkbar sowohl wegen der Bernsteinausfüllung, als wegen der Tonmachbildungen, ist u. a. von Brizio und Searabelli (Not. 1890, 229; 1893, 316—317), Montelius (Civ. pr. I, 392—392) und Grenier (Mél. a. a. O. 388—389) zurückgewiesen und ersetzt durch die Erklärung als Amulett, worauf Beilform und Anhänger führen. Ähnlich geformte, aber viel kleinere Anhänger lassen sich hier von nicht trennen, z. B. Gozzadini, Sc. Arnoaldi-Veli tav. X = Montelius, Civ. pr. I, 82, 6, ebensowenig wie von den bekannten als Halskettenelement getragenen Votivbeilchen (z. B. Gozzadini a. a. O. tav. XII, 16 = Montelius, 83, 10), die auch wie die „Tintinnabuli“ gelegentlich in billigem Ton für die Toten nachgebildet werden, namentlich in jüngerer Zeit, z. B. Bologna, de Luca I: Bp. XVI tav. III, 3 = Montelius I, 88, 7; Montevoglio: Not. 1885, 309; 1888, 411; Montelius, 94, 16; Solino bei Imola: Not. 1883, 236; Montelius, 94, 15; ebenso in Verucchio, aber auch weiter südlich in picentischen Gräbern: Bd. XXIX, 186. Zwar haben Picorinis Tintinnabuli keine Schneide, sondern durchweg gleichen, ziemlich starken Durchmesser; dafür verstärken jedoch die Inkrustationen mit Bernstein und die häufig längs des Randes eingravierten Schlangen die apotropäische Wirkung. Auch andere Amulette, an der Halskette getragen und mit in die Urne gelegt, bezeugen die Sorge der Lebenden wie der Toten um ihren Schutz gegen üble Beeinflussung. Und zwar nimmt die Zahl dieser Amulette zu, je jünger die Gräber sind. Erwähnt sei namentlich die steigende Freude am Bernstein (z. B. der immer massiver werdende Schmuck des Fibelbügels, Stücke wie das Halsband bei Gozzadini, Sc. Arnoaldi-Veli tav. X, 15) und bunten Glas; auch Dinge wie die bei Gozzadini a. a. O. tav. X, II abgebildete, als Anhänger gebildete ausgebreitete Hand aus Bronze oder die an der Halskette getragene Cypräamuschel, Gozzadini a. a. O. tav. XII, 8 = Montelius I, 83, 12; vielleicht auch das Messer als Säge bei Gozzadini a. a. O. XII, 5 = Montelius I, 82, 17. Die in ganz Italien unerreicht dastehende Amulettfreudigkeit der Bewohner des benachbarten Picennus (Mus. Ancona) mag vielleicht das Zunehmen der Amulette in der Romagna in jüngerer Zeit mit veranlassen haben.

Zahlreich sind die Beivasen, welche mit ins Grab gegeben sind, sowohl aus Metall wie aus Ton; die kleineren häufig in dem Aschengefäß, die grösseren um dasselbe gruppiert. Die reiche Formen- und Verzierungsskala dieser Gefässe geht mit der sehr klaren Entwicklung der Fibelformen völlig parallel; beide zusammen geben die volle Gewähr, dass die auf die örtliche Folge der Gräbergruppen gebauten chronologischen Schlüsse richtig sind. Es ist wohl keine Frage, dass die Mehrzahl dieser Gefässe dazu diente, dem Toten Speise und Trank mit ins Grab zu geben, haben sich in solchen Gräbern doch z. B. Eierschalen (Not. 1889, 307; 1893, 182, 188; Gozzadini, Sc. Arnoaldi-Veli 8), Fischgräten, Aal oder Hecht (Gozz. a. a. O.), Hühnerknöchelchen (Not. 1893, 182; 316), Nusschalen (Not. 1889, 307) gefunden; für Trank beweisen manche deutlich zum Aufnehmen und Ausgießen von Flüssigkeiten bestimmte Gefässe, darunter solche in Tierform, auch zweifelloser Trinkbecher in Kantharos- oder Schalenform (z. B. Montelius, Civ. pr. I, 369—70). Andere Gefässe dienten zur Aufnahme wertvollerer Beigaben, z. B. solcher von Metall usw. Wie die Zahl der Beigaben überhaupt, so ist natürlich auch die der Gefässe mehr oder minder abhängig von dem grösseren oder geringeren Wohlstand der Toten; im allgemeinen glaubt man aber auch hier wahrzunehmen, dass die Beigaben mit der weitergehenden Zeit zunehmen, also ein immer stärkeres Hervortreten materieller Vorstellungen vom Leben nach dem Tode, bzw. von den Ansprüchen des Toten an den Lebenden, von seinen höheren Rechten, entsprechend den erhöhten Ansprüchen, welche der Lebende bei gestiegener Kultur selbst an das Leben glaubte stellen zu dürfen.

Allerlei orientalischer Tand, Gegenstände aus Elfenbein und Glas, sogar kleine ägyptische Idole und dergleichen beweisen für Beziehungen mit der griechischen und weiter östlichen Welt auch für diese Gegenden in der Zeit vom siebenten zum fünften Jahrhundert (s. Montelius, Civ. pr. I, 371), wenn auch das Fehlen griechischer Keramik älterer Gattungen nähere Bestimmungen erschwert und die Frage offen bleiben muss, ob die spärlichen echten Importdinge und sonstige fremde Anregungen direkt oder nicht vielmehr auf indirekten Wegen, etwa über Etrurien, in diese Gebiete gelangt sind. Das Fehlen fremder Keramik spricht für die zweite Alternative, es sieht doch schwerlich wie ein Zufall aus, dass gerade auf der Verkehrslinie des Renotals bei Marzabotto sich zwei „korinthische“

Nachzügler gefunden haben, zusammen mit zwei andern aus Bologna (F. Arnoaldi und Aureli-Balli: s. o., Atti e mem. Dep. st. p. 1885, Tav. V, 9; Montelius, Civ. pr. I, pl. 109, 17; Brizio, Mon. d. Lincei I, 274; Grenier, Bol. 172; Pellegrini, Catal. d. Vasi dipinti d. necropoli felsinea I, 2, Abb. 1, 2) die einzigen nördlich des Appennin.

Mehr vereinzelt sind die Funde voretruskischer Gräber nach den anderen Himmelsrichtungen um Bologna. Östlich begannen die Gräber unmittelbar am Ausgang der Stadt, gleich jenseits der Aposa, wo sich der Boden nach dem Bachbett zu leicht zu neigen anfing. Zwei noch sicher zu Bologna gehörige Gruppen sind hier bekannt, von denen wiederum die der Stadt nächste die ältesten Formen zeigt, ganz entsprechend Benacci I, während eine zweite Gruppe, 170 *m* nach Südost, schon etwas jünger ist (u. a. schon Doliogräber; Ducati, RCL. 1910, 255). Die erste Gruppe, von Piazza Mercanzia, nahe der alten Kirche S. Maria in Bethlehem oder del Carobbio, bei deren Erbauung manche solche Gräber zerstört worden sein müssen, deren Reste im Boden ringsum auftauchten, ist den alten Stadtgrenzen so unmittelbar benachbart, dass kein Zweifel sein kann, dass mit ihr auch auf dieser Seite die Beisetzungen anfangen, es also hier keine älteren Gräber einer „Stadt“ Bologna gibt; Brizio, Atti e mem. d. Dep. d. st. p. I prov. di Romagna 1886, 222–223; Gozzadini, Atti usw. 1887, 150–157 und Not. 1887, 3–7; Ducati, RCL. 1910, 256. Die zweite Gruppe kam zutage in der früheren Strada maggiore, jetzt Mazzini, bei und unter dem Palaste Malvasia-Tortorelli; Gozzadini, di alcuni sepoleri della necropoli felsinea 1868; Not. 1887, 7; Montelius, Civ. pr. 414–415 pl. 87. Zu ihr gehörte, wenn auch noch zweifelhaft, in welcher Verwendung, der als Stele Malvasia bekannte Reliefblock im grossen Saal des Museo civico mit dem Bilde zweier an einer Palme symmetrisch aufsteigender Kälber; Montelius, Civ. pr. I, pl. 87, 22 u. ö., zuletzt RCL. 1910 tav. I und dazu Ducati 254–264 (und Grenier, Bologne, 42, 3). Die dritte neu entdeckte Gruppe dieser Richtung, 1 *km* vor porta S. Vitale (s. o. S. 476, 486) muss wohl einem Vororte angehört haben.

Dass sich auch nördlich um die Stadt ein Kreis von Gräbern dieser Zeit gelegt hat, wird erwiesen durch Funde in der Via Lamme (Doliogräber und in den Ton eingestempelte Verzierungen; Not. 1882, 103; Zannoni, Sc. d. Certosa 348, 1), in Via Repubblica; Not. 1880, 48; 1890, 232; in Via dell'Indipendenza, Ecke der Via dei falegnami, nahe dem Sommertheater (der Arena del sole); hier wurde in einem Aschengefäss sogar ein mit grosser Wahrscheinlichkeit als Stempel für Tongeschirraus schmückung erklärter Stab gefunden, wie ein solcher im Museum von Este liegt und im Bp. XIV, 106 ähnliche beschrieben sind; Not. 1890, 232 bis 233; weitere Funde wurden etwa 80 *m* weiter nordöstlich gemacht.

Südlich ist namentlich die Strecke zwischen Porta Azeglio und Porta Castiglione, das Gebiet des Arsenalis und östlich davon (Fondo Tamburini; Grenier, Bologne 27) reich an solchen Funden, wenn auch keine so alt zu sein scheinen, wie man bei der Nähe der ganz alten Wohnhütten bei Villa Bosi eigentlich erwarten sollte; Gozzadini, intorno ai sepoleri scavati nell'Arsenale militare di Bologna, 1875; Not. 1885, 493; 1886, 76–77; 1890, 228–232; 1894, 270; Ducati, RCL. 1909, 203; der Inhalt eines besonders reichen Grabes — um 600 — abg. Montelius, Civ. pr. I, pl. 87. Sogar noch 300 *m* stadtwärts vom Arsenal, jedoch noch östlich von der Aposa, in Via del Cestello fand sich ein Doliograb; Zannoni, Sc. d. Certosa 348, 1.

Also im Osten die ältesten Gräber unmittelbar an der Stadt, im Westen zwar weiter entfernt, aber durch eine von alten Gräbern freie Zone von der Stadt getrennt; im Süden und Norden bis jetzt keine Gräber, die ebenso alt wären, wie die ältesten West- und Ostgräber, wohl aber auch Brandgräber, die einer etwas jüngeren Gruppe der Westreihe entsprechen. Da im Süden diese Gräber von der vorauszusetzenden Mittelachse der voretruskischen Stadt ziemlich entfernt sind, muss mit der Möglichkeit gerechnet werden, dass Gräber der Gruppe Benacci I auch nach jener Richtung — und dann wohl auch nach Norden — no li einmal innerhalb des heutigen bzw. römisch-mittelalterlichen Bologna herauskommen können. Wir sind also noch nicht berechtigt, anzunehmen, dass das voretruskische Bologna seine Toten ursprünglich nur nach zwei Richtungen, Osten und Westen beigesetzt, sich also damals nur nach diesen Richtungen geöffnet habe. (Grenier, Bol. 128 möchte sogar die Gräber von Via Repubblica, Arena del sole und Via del cestello für Benacci I in Anspruch nehmen; mir ist das zweifelhaft.) Die

Bestattungsart ist durchweg Verbrennung. Dass in älteren Berichten z. B. über Benacci in den Not. 1876 noch viel von Bestattungsgräbern neben Brandgräbern die Rede ist, erklärt sich aus der damals noch nicht vorgenommenen, namentlich Brizio verdankten Ausscheidung der zahlreichen, auf den gleichen Feldern beigesetzten gallischen Leichen. Einige durch das Inventar jedoch der wirklich alten Zeit zugewiesene Bestattungen, besonders in den Fondi Benacci-Caprara, Grabinski und Romagnoli — während z. B. Benacci und de Luca bis 1883 nur 3% ergeben hatten — ärmlich, meist Frauen, mögen einer dienenden Klasse angehört haben, sofern sie nicht vereinzelt Etrusker sind; sie befinden sich vielfach in unmittelbarer Nähe besonders reicher Brandgräber, somit ist die Vermutung auch hier, wie in gleichartigen Fällen in Villanova und Este, nicht unwahrscheinlich, dass es Vertreter der Urbevölkerung sind, die in ihrer Weise weiter bestattet wurden (Montelius, Civ. pr. I, 363—364 und oben S. 484).

Um das im vorstehenden gegebene Bild des voretruskischen Bologna auf eine breitere Basis zu stellen, müsste es eigentlich ergänzt werden durch eine Schilderung der gesamten Villanovaansiedlungen und Gräber zwischen Panaro und Adriatischem Meer, zwischen Appennin und Po; zählte doch schon im Jahre 1892 Brizio (Not. 1892, 222) allein in der Provinz Bologna 50 solcher Grabstätten, denen nur 25 gegenüberstanden, welche, auch lokal von jenen getrennt, sog. Certosagegenstände, d. h. meistens etruskisches Grabeigentum des fünften Jahrhunderts geliefert hatten. Mich würde das im Rahmen dieser Darstellung zu weit führen. Hätte jedoch Grenier jene Erweiterung seines Bolognabildes gegeben, das mir nicht superflu et par suite fastidieux erschienen wäre (S. 181), so würde es ihm vermutlich noch schwerer geworden sein, die Leser zu überzeugen, dass es nur eine tribu fugitive de l'Italie centrale gewesen sei, die eines schönen Tages Bologna gegründet habe. Ohne die Annahme eines langen und langsamen Besiedelungsprozesses durch eine allmählich in jene offenen Landschaften einströmende Volksgruppe lässt sich meines Erachtens die Villanovakultur der Romagna nicht erklären. Grenier 159: Ce sont deux civilisations différentes qui se constituent de part et d'autre de l'Appennin: la Toscane devient étrusque, Bologne demeure villanovienne. Die zweifellose Richtigkeit dieses Satzes wird eben durch die Tatsache begründet, dass die Besiedelung der Romagna zwar durch Stammesgenossen der voretruskischen „Italiker“ Etruriens erfolgt ist, aber durch solche, die von Westen selbständig eingerückt, durch den Bergwall von ihren einstigen Genossen lange ziemlich getrennt blieben und ihre Sonderentwicklung in ruhigen Bahnen Jahrhunderte lang durchlebten, bevor gegen Ende des sechsten Jahrhunderts auch sie sich dem militärisch und kulturell mächtigen Herrenvolk beugen mussten.

Kapitel VI behandelt knapper die etruskischen Nekropolen um Bologna. Klar und behutsam werden die für etruskische Gestaltung und topographische Verteilung der Gräber bestimmenden Ausgangspunkte ermittelt und dargelegt; für die Gestaltung: die in einzelnen Beispielen, wie dem grossen erhaltenen Grab im Giardino Margherita, aber auch in der Nekropole von Marzabotto deutlich in die Erscheinung tretende Vorstellung von einem materialistisch gedachten Weiterleben des Toten in seiner gewohnten Umgebung — jene Gedankenreihe, die bei den „Italikern“, namentlich den verbrennenden, nur noch in Überlebensformen nachwirkte —, deren Herstellung freilich in dem Untergrund Bolognas und in dem dort heimischen Steinmaterial nicht so leicht war, wie in Marzabotto oder jenseits des Appennin, und daher für die grosse Menge der Gräber zu vereinfachten Formen führen musste; für die Verteilung: die Tatsache, dass die chronologische Folge der Gräber nicht mehr durch eine topographische Folge ausgedrückt wird, sondern dass Gräber verschiedener Zeiten regellos oder scheinbar regellos durcheinander liegen, also auf eine andere Verteilung des Eigentums schliessen lassen; es ist nicht mehr öffentlicher Gemeinbesitz, der für die Anlage der Grabstätten hergegeben wird, sondern der Besitz ist aufgeteilt und die Gräber sind auf privatem Grund und Boden angelegt. Über andere Kriterien, welche die etruskischen Gräber von denjenigen der Villanovaleute unterscheiden sollen, mag man dagegen skeptischer gestimmt sein: so wenn Grenier als typisch für etruskische Gräber die Ostwest-Orientierung annimmt (S. 160); schon ein Blick auf Zannonis Pläne der Certosagräber, wo diese Orientierung zwar meistens, aber durchaus nicht immer zutrifft, sollte da vorsichtig machen, mehr noch der Vergleich anderer etruskischer

Nekropolen, wo die Gräber stets, soweit man nachprüfen kann, sich nach den örtlichen Verhältnissen, Hauptrichtung der Wege u. dgl. orientiert zeigen. Ich bin im Laufe langjähriger Beobachtungen immer fester zu der Überzeugung gekommen, dass es wenigstens in den klassischen Ländern eine rituelle Gräberorientierung in vorchristlicher Zeit nicht gibt. Andererseits verzichtet Grenier auf jede ethnische Verwertung der Frage, ob Brand oder Bestattung; wie ich meine, sehr mit Unrecht. Gerade Bologna spricht doch deutlich, wie ich — und andere vor mir — seit 1889 (Bonner Studien für Kekulé = Bull. di paleol., XVI, 108—132) glaube bewiesen zu haben. Die ganze Villanovazeit verbrennt; sowie die Etrusker kommen, beginnt die Bestattung, neben der die Verbrennung hergeht, zuerst noch örtlich scharf, sogar durch jenen Trennungsgraben geschieden, entsprechend dem verschiedenen Volkstum, später sich vermischend, wie es überall dem Lauf der Dinge entspricht. Dass auch auf dem etruskischen Certosafriedhof die meiner Ansicht nach den „Italikern“ gehörenden Brandgräber im allgemeinen die ärmeren sind, wurde schon oben hervorgehoben (S. 184).

Kapitel VII handelt von der Ausdehnung des „Villanova“-gebiets und andererseits der Etrusker in sehr verständiger Weise. Richtig hebt Grenier hervor, dass beide Gebiete sich nach der Fundstatistik durchaus nicht decken, dass die Villanovasphäre sich bis an das Adriatische Meer zieht, dort sogar vielfach in recht alten Formen z. B. Diskosfibeln auftritt, deren Erscheinen durch Einflüsse vom Meer oder von Süden her nicht unwahrscheinlich erklärt wird. Dass dagegen deutliche Spuren etruskischer Siedlung zwischen Meer, Po und Appennin östlich von Bologna fehlen, bemerkt Grenier mit Recht. Trotzdem möchte er, literarischen Andeutungen der Alten folgend, Ravenna und Cesena des Suffixes wegen als etruskische Gründungen in Anspruch nehmen, was mir sehr bedenklich scheint, zumal Strabon Ravenna ausdrücklich als von etruskischer Besetzung frei geliebene Italikerstadt bezeugt, deren thessalische Gründer sich tapfer der Etrusker erwehrt hätten. Pesaro aber, schon in der Sphäre der ganz andersartigen Picenerkultur (liegende Hocker, fremdartige nichtetruskische Sprache u. a.), darf wegen der paar dort gefundenen etruskischen Gegenstände und Inschriften unmöglich noch zum Pogebiet gezogen werden, wie denn auch die Fogliagrenze für Villanova von Grenier zu südlich gegriffen ist. Über Spina wissen wir ja leider archäologisch gar nichts, während es durch die Überlieferung (Dionys. I, 18) ebenso wie Ravenna, an die Balkanhalbinsel, Thessalien—Epirus, geknüpft wird; für den griechischen Charakter der Stadt zitiert schon Strabon den delphischen Thesauros, an sich nicht beweisend für Griechenland, aber immerhin würde sie als augenscheinliche Vorgängerin Adrias in der Vermittlung zwischen der griechischen Welt und dem Pogebiet, früh durch ihre Verlandung verkümmert, in so frühe Zeit hinaufgerückt werden müssen, dass an eine Mitwirkung der damals noch gar nicht in die Poebene eingerückten Etrusker schon aus zeitlichen Gründen gar nicht gedacht werden kann (s. auch Grenier 190—191; 463—464). Für wirklich etruskischen Ursprung des venetischen Adria bzw. für etruskische politische Beherrschung Adrias lassen sich ebensowenig Beweise aus den Funden in Adria erbringen; die Stadt, in der gewiss auch Griechen angesiedelt waren — das beweisen ja die Votivgraffiti auf den dort gefundenen Vasen — kann Vermittlerin griechischen Importes für Bologna gewesen sein, auch mir durchaus wahrscheinlich, ebenso wie z. B. Hauser, der (zu Furtw.-Reichhold II, 297) mit Recht für die grossen rf. Bologneser Vasen Herkunft von der Ostküste fordert. Aber für etruskische Nationalität ist damit noch nichts bewiesen. Auch hier müssen wir uns hüten, wie so oft in Italien, die griechische Bezeichnung „Tyrrhener“ und „tyrrhenisch“ mit „etruskisch“ zu gleichen, während es in sehr vielen Fällen nur die Zugehörigkeit zu Italien bezeichnen sollte (s. meine Darlegungen Riv. d. Stor. ant. I, 3, 40—41). Rückhaltloser wird man Greniers Annahmen und Auseinandersetzungen über die Verbreitung der etruskischen Herrschaft von Bologna aus nach Nordwesten hin, bis an den Alpenfuss, zustimmen, obschon auch hier die aus vereinzelt Funden etruskischer Gegenstände, keiner als etruskische bewiesener Gräber oder gar sicherer Siedlungen, gezogenen Schlüsse behutsam erwogen werden müssen. Dass z. B. Modena, Parma, Piacenza oder gar Velleia Etruskergründungen seien, wird man kaum als bewiesen oder bis jetzt beweisbar zugeben können. Für Parma kennen wir ja die Terramara von Parma selbst (Bp. XXXIII 1907, 40—41; XXXIV 1908, 39—49), haben also den Beweis früherer Entstehung in Händen. Auch in

Oberitalien, ebenso wie weiter südlich, waren die eigentlichen Städtegründer die Italiker, nicht erst die Etrusker. Dass die Etrusker zeitweise die Herren auch in der ganzen Emilia gewesen sein mögen, soll damit nicht in Abrede gestellt werden; die Leber von Piacenza u. a. mag in dieser Zeit unter die Erde gekommen sein; es wäre ja in hohem Grade merkwürdig, wenn ein kulturell die damaligen Bewohner der Poebene in so mannigfacher Hinsicht überragendes Volk nicht auch über seine Grenzen hinaus stark gewirkt hätte; mit Recht betont Grenier etruskische Handelswirkung bis tief nach Piemont und in die Sphäre der Golaseccakultur. Aber ebenso richtig weist er die alte Rhäterhypothese ab, lässt einen ethnischen Zusammenhang höchstens in anderem umgekehrten Sinne gelten: nous chercherons dans les Alpes non pas le berceau du peuple étrusque, mais bien le refuge des conquérants vaincus de la plaine du Pô.

Kapitel VIII, IX. In diesen Kapiteln gibt Grenier eine ungemein sorgfältige und lichtvolle Darstellung der kunstgewerblichen Tätigkeit in Bologna während der „Villanovazeit“. Manches ist schon von mir berührt.

Sorgsam behandelt Grenier die technische und ornamentale Seite der Keramik, eine sehr dankenswerte Darstellung. Mit Recht weist er, um mit der „Villanovaurne“ selbst anzufangen, einen direkten Zusammenhang zwischen der ähnlichen Form der isolierten Brandnekropole im fernen Süden, Timmari, und der Form in der Poebene zurück – wie mir überhaupt jeder unmittelbare Konnex zwischen dem tarentiner Pfahlbau und jener Nekropole mit Norditalien äusserst unwahrscheinlich ist; ich blicke für diese ganz vereinzelt erscheinenden Erscheinungen fragend nach der Balkanhalbinsel hinüber (wie übrigens neuerdings auch Colini Bp. XXXIX 1913, 59–60) –, mit dem richtigen Satz: dans toutes les régions du monde antique et à toutes les époques on trouverait aisément, employées sans doute à cet usage, des jarres, au moins aussi voisines par leur forme de celles de Villanova, que les ossements de Timmari ou des terremares. C'est l'emploi pratique du vase qui en détermina le type général (S. 232). Unter Anwendung dieses selben Satzes möchte ich aber auch Greniers Ansicht ablehnen, das Ursprungsland der Villanovaurne des Polades sei Südetrurien, weil sich dort die ältesten Villanovaurnen gefunden hätten. Schon oben S. 477 wies ich auf die ganze offenkundige Tatsache hin, dass sich auch in der Terremarekeramik Vorstufen zur Villanovaurne völlig zwanglos finden lassen; statt den Weg über Südetrurien zu nehmen, wird somit die Villanovaurne des Polades ebenso unmittelbar aus den dortigen Vorgängern sich entwickelt haben, wie die südetrurischen Urnen von weiblichen Händen geformt sind, deren Ahnen in der Poebene lebten und von dort nach Süden wanderten in einer Periode, die wohl zeitlich der Wanderung von der mittleren nach der östlichen Poebene (s. o. S. 476) um ein wenig vorausgegangen ist. Sehr mit Recht nimmt entgegen früheren Anschauungen Grenier Priorität der Tonform vor der metallischen, erst in Benacci II vorkommenden, Nachbildung an; von der Ausbildung der Tonform überhaupt, insbesondere ihrer plastischen Verzierungen, vertritt er freilich hier und da Anschauungen, die ich mir nicht zu eigen machen kann, so wenn er prinzipiell die knopfartigen Vorsprünge für Rudimentformen als ursprünglich voraussetzender Gesichtsurnen ansehen möchte; was für Troia II richtig sein mag, ist für Italien schwerlich zutreffend, wo die Gesichturnenform auf einen engen topographischen Kreis beschränkt und gerade dem Poland fremd geblieben ist, auch in Etrurien im allgemeinen jünger ist als die Impastogefässe mit Vorsprüngen, die also methodischerweise nicht als Ausläufer der Gesichtsurnen angesehen werden dürfen (S. 224–225); oder wenn er Neigung zeigt, die Ansa cornuta als Verkürzung ursprünglich ganzer Widderhörner aufzufassen (S. 225–227); ich möchte umgekehrt die Ansa, ohne viel Geheimnistuerei, als aus einer praktischen Zweck entsprungenen Verbreiterung des Randes der Trinkgefässe entstanden mir denken, aus der dann später durch spielende Angleichung Hörner oder auch ganze Köpfe wurden; auch diese Entwicklung scheint mir die in diesem Fall chronologisch gebotene zu sein. Überhaupt glaube ich, dass die spielende Herauentwicklung komplizierter Formen aus einfachen, organischer aus unorganischen, eine mindestens ebenso wichtige, wenn nicht wichtigere Rolle hatte und hat, als das Umgekehrte, in der Kunst also ebenso wie bei Formen religiösen Denkens.

Auch für die übrigen charakteristischen Dekorationsformen der Bologneser Villanovakeramik sucht Grenier das Ursprungsgebiet n. E. zu ausschliesslich süd-

lich des Appennin und möchte die dortigen Kunstformen wieder ziemlich direkt an die griechische Welt anknüpfen, z. B. gerade Hakenkreuz und Mäander. Gewiss mag manches Beispiel mit anderen Importstücken über den Appennin auf dem Handelswege — nicht etwa mitgebracht auf der von Grenier postulierten Wanderung im 9. Jahrhundert — in das Poiland gekommen sein, aber auch für diese Dinge ist, wie ich schon oben andeutete, der Weg über die Adria sehr in Betracht zu ziehen, wofür nicht überhaupt das früher unterschätzte Mittel- und Westeuropa für Oberitalien stärker ins Auge gefasst werden muss (s. jetzt eben Kossinnas Vortrag in Köln und Schuchhardts „Westeuropa als alter Kulturkreis“, S.-B. Berl. Akad. 1913).

Auch die Behandlung der feinen Metallformen und Metallglanz nachahmenden Keramik ist sorgsam und fördernd; klar hebt Grenier selbst die Unterschiede hervor, welche diese Kunst von der südappenninischen trennen und sie zu einer Familie zusammenschliessen. Die sehr auffällige und über die ähnlichen Erscheinungen südlich des Appennin weit hinausgehende Metallnachahmung in Ton lässt schon an sich auf grosse und allgemeine Verbreitung solcher Gefässe in Metall schliessen, wie wir sie denn ja auch in reichster Fülle besitzen. Obwohl nun Grenier dies Verhältnis anerkennt, auch sehr wohl Formen bezeichnet, die dem Gebiet nördlich des Appennin so eigen sind und südlich fehlen, dass sie im Norden entstanden sein müssten, sucht er immer wieder (247: *c'est bien par l'intermédiaire de l'Etrurie villanovienne, que les influences méditerranées* — in die Poebene kamen) Herleitungen aus dem eigentlichen Etrurien, besonders bei den Metallgefässen, ohne dass eine solche wissenschaftlich bewiesen oder auch nur wahrscheinlich gemacht werden kann. So z. B. für die mit getriebenem figürlichen Schmuck überzogene Situla, von der nur zwei, und zwar jüngere Exemplare in Bologna (s. d. Certosa und s. Arnoaldi), eine viel grössere Zahl dagegen teils bekanntlich in den Gräbern von Este, teils noch weiter nördlich bis tief in die Alpen hinein gefunden sind. Da nicht gezweifelt werden kann an der Zugehörigkeit der Situla Benvenuti in eine Übergangsperiode von Este II zu Este III, ist sie früher als alle auf politische Herrschaft in der Poebene gegründeten etruskischen Einflüsse in Este, wo solche sich erst zeigen in der ausgesprochenen dritten Periode; auf dem archäologischen Kongress in Rom 1912 führte Ghirardini, dessen grundlegenden Forschungen wir ja die ganze Geschichte der Situla verdanken, eine noch geometrisch verzierte Situla aus Este aus einem Grabe der Periode II vor, deren Deckel bereits mit figürlichem Schmuck verziert war (Boll. riassuntivo 57), also ein noch in die volle Villanovazeit gehörendes Metallgefäss, das anderswo als in Este entstanden zu denken unmöglich sein dürfte; aus Etrurien selbst gibt es nichts Derartiges, somit ist hier südliche Entstehung, ja südlicher Einfluss so gut wie ausgeschlossen, und was für dies neue Gefäss bewiesen ist, gilt natürlich auch z. B. für die Situla Benvenuti. Wir werden einer Veröffentlichung und ausführlichen Besprechung der an diesen Fund sich anschliessenden wichtigen Fragen durch Ghirardini entgegensehen dürfen und damit einer neuen abermaligen Beweisführung für die künstlerische Priorität und Selbständigkeit der euganeischen Kultur und also auch der von ihr nach Süden ausstrahlenden Erscheinungen gegenüber dem eigentlichen Etrurien. Die Anknüpfung zunächst der Situla Benvenuti, dann überhaupt der euganeischen Situlen, zunächst an ionisch-chalkidische Vorbilder, an sich schon überaus wahrscheinlich (Schumacher, Eine pränest. Ciste, 1891, 62—63), ist durch die schlagende Analogie der jüngst gefundenen Situla aus der archaischen Nekropole von Leontinoi (Orsi, Bp. XXXVIII 1913, 30—38; 168—75; vgl. Ducati, Arch. stor. p. I. Sicilia orientale X, 1913, 24—25) noch klarer erwiesen; dieselbe ist ein ebenso erwünschtes Zwischenglied zwischen den euganeischen Situlen und denjenigen auf dem Sarkophag von Hagia Triada, wie es diese waren auf dem Wege weiter aufwärts zu den Keftiueimern im Rekhmaragrab (Ghirardini, Mon. d. Linc. II, 53—54, Paribeni, ML. XIX, 34; v. Duhn, Arch. t. RW. XII, 169).

Wie wir somit die norditalischen Bronzegefässe schärfer, als es Grenier tut, von den südlich des Appennin geübten Techniken trennen müssen, so auch die keramischen Formen und Techniken. Dass die Schmückung der Tongefässe mit eingetieften Reliefzonen auf den Vorgang gerade von südetruskischem Buebero und red ware hinweise, ist eine unnötige Annahme, da die Stempelungsart hüben und drüben doch recht verschieden ist. Immer wieder begegnet der Leser der

Neigung, Herleitungen aus dem Mittelmeergebiet zu suchen, die heimische oder nordische Entstehung zu unterschätzen, selbstverständlich ohne die grosse Bedeutung der bodenständigen Metallkunst, die z. B. allein schon der Bronzefund von S. Francesco glänzend erweise (263—265), zu verkennen. Selbst wo Grenier, wie z. B. bei den geschwungenen einschneidigen Messern, sich der Verschiedenheit der norditalischen Formen von den südlicheren nicht entziehen kann, auch nicht dem Gedanken an Mitteleuropa (278—280), wo ja die schweizer Pfahlbaukunst so reichliche und schöne Beispiele gibt, wird schliesslich doch wieder der Versuch gemacht, die Urformen an den Süden zu knüpfen. Schon die Geschichte der Fibel müsste hier vorsichtig machen; ist es doch eine unbestreitbare Tatsache, dass die ältesten Formen, z. B. die Violinbogenfibel (die übrigens Grenier (286) mit der *Fibula a sanguisuga* durcheinanderwirft) sich am Südfuss der Alpen im Binnenlande, nicht an der Küste finden — in Bologna kommt sie überhaupt nicht vor — (s. jetzt Montelius, Die vorklassische Chronologie Italiens, 1912, 208 bis 240). Die Annahme Greniers, dass nicht nur die mit Glas, sondern auch die mit Bernstein geschmückten Fibeln ägyptisches bzw. ionisches Fabrikat seien, ja, dass der Bernstein selbst nicht von Norden, sondern von Osten nach Norditalien gekommen sei (301—304), bedarf noch der Nachprüfung, wenn ich auch durchaus nicht leugnen will, dass z. B. die merkwürdigen von der phönizischen Sphäre nicht zu trennenden Tiergruppen aus Bernstein aus Belmonte im Museum von Ancona (leider noch unveröffentlicht wie fast alles in jenem hochwertigen Museum, daher auch Poulsen wohl unbekannt geblieben), sehr nachdenklich stimmen. Für die ganze Fibelfrage, für die ich selbst früher der orientalischen Lösung zuneigte, ist ihre ungemeine Seltenheit im achäischen und vorachäischen Griechenland ungemein beachtenswert; wichtig für Italien ist ihr Fehlen in den vordorischen Schichten Westgriechenlands und der ionischen Inseln.

Kapitel X—XII behandeln die Etruskerkultur in Bologna. Hier ist der Etruskercharakter, der sich einem von Haus aus gänzlich andersartigen Volkstum, anderer Kultur aufprägt, sich zuerst neben sie setzt, schliesslich sie aufsaugt, freilich nicht, ohne manche ihr eignen Elemente in sich aufzunehmen, nicht zu verkennen und von Grenier klar und scharf herausgearbeitet. Burg und Wohnhäuser fehlen uns noch, wie oben dargelegt wurde; wir müssen uns ihr Bild formen nach dem Beispiel Marzabottos, und werden es können, ohne irgend nennenswerte Fehler fürchten zu müssen. Um so deutlicher reden die Gräber, deren Unterscheidung von den Gräbern der früheren Herren uns ja bereits zur Genüge beschäftigt hat. Gut werden die zeitlichen Verhältnisse auseinandergesetzt, der Beginn gegen Ende des sechsten, das Ende nach dem ersten Drittel des vierten Jahrhunderts, an der Hand des griechischen Vasenhandels; auch wer nicht gerade in den Sälen des Museo civico Greniers Angaben zu prüfen in der Lage ist, kann jetzt mit Hilfe von Pellegrinis ausgezeichnetem Katalog seinen Darlegungen folgen. Es ist richtig, dass die Sitte, den Toten auch griechische Vasen mitzugeben, erst einsetzt mit der jungschwarzfigurigen Zeit, und zwar in den Etruskergräbern von den eingewanderten Etruskern schon südlich des Appennin geübter Sitte gemäss; und als die letzten als solche noch erkennbaren Etrusker dem Boden anvertraut werden, begleiten sie Vasen einer von dem feinen blühenden Stil der Meidiasvasen abhängigen athenischen Gattung des vierten Jahrhunderts. Seit die Funde von Rhencia uns gelehrt haben, dass den letzten dorthin übertragenen delischen Toten um 426 noch keine Vasen dieser Art mitgegeben worden sind, sind wir genötigt, sie später zu setzen, als früher üblich war; ob wir nun mit Nicole und Hauser sie um 20 Jahre weiter in das vierte Jahrhundert hinabrücken, ob wir mit Ducati sie um 370 endigen lassen, ist für unsere Fragen nicht besonders wesentlich, da ja immerhin Etrusker und die neuen gallischen Herren, welche die etruskischen Grabgegenden zunächst mieden und ihre Gräber über diejenigen der Villanovaleute legten, sich wohl friedlich so weit verständigt haben werden, dass ein Zusammenleben möglich war; Grenier entscheidet sich übrigens mit beachtenswerten Gründen für Ducatis Ansatz, der namentlich durch die historischen Verhältnisse von Populonia gestützt wird. Vorzüglich ist die Zusammenfassung der einheimischen Keramik dieser Periode. Bei der Behandlung der sonstigen Grabbeigaben zeigt sich hier und da wieder das Bestreben nach zu weitgehender Bewertung des Etruskertums. Über die beiden Situlen wurde schon vorher gesprochen, sie sind sicher euganeischen

Stils und Ursprungs, höchstens von etruskischer Hand, wie besonders Ghirardini ML. X. 120–145 darlegte. Und wie diese, so werden auch andere Dinge, wie die Spiegel von Castelvetro und einem Etruskergrab des jüngeren Fondo Arnoaldi, sowie die Schale der Certosa (365–371) den Venetern gelassen werden müssen (v. Duhn, Neue Heidelb. Jahrb. II, 1892, 89 Anm. 53, Ghirardini a. a. O. 133–134), zumal ja auch andere Stücke, die sicher aus Este stammen, in Bologneser Gräbern gefunden sind: Ghirardini ML. X. 70. Greniers Polemik gegen Ghirardini (408–414) wiegt nicht schwer genug, um Estes Abhängigkeit von Bologna und damit von den Etruskern irgend wahrscheinlich zu machen. Die Veneter gingen ihren Weg für sich, wenn natürlich auch wohl hier und da beeinflusst von südlichen Anregungen. Der letzte Abschnitt über die Skulpturen und Grabstelen ist, soweit er Villanovastücke umfasst, im wesentlichen schon oben besprochen; für die etruskischen Grabstelen verweist Grenier bereits selbst auf die schöne und erschöpfende Behandlung durch Ducati, ML. XX, 357–728, deren gute Abbildungen einen erfreulichen Gegensatz bilden gegen die traurigen Zinke, mit deren höchst mangelhafter Reproduktion Greniers Buch leider verunstaltet ist. Auch in diesen Grabstelen steckt, wie schon bemerkt, ein gut Stück Villanovaträdition.

Kapitel XIII. In diesem Schlussabschnitt setzt Grenier sich mit den ethnologischen Fragen, die sich durch sein Buch wie ein roter Faden hindurchziehen, im Zusammenhang auseinander. Auch wir werden das tun müssen, wenn auch nur knapp zusammenfassend. Zwei verschiedene Arten von Städten, zwei Arten von Begräbnisplätzen, zwei voneinander scharf geschiedene Kulturformen, die sich gefolgt, aber nebeneinander gesetzt hatten, wären in Bologna und der Poebene festgestellt. Dass die Urbewohner hierbei nicht erwähnt werden, tut nichts zur Sache. Zunächst werden die bekannten Etruskerberichte der Alten untersucht, die Nachrichten über die etruskische Besetzung der Poebene gewürdigt, Polybios und Livius, wobei Grenier die Entscheidung darüber offen lässt, ob Polybios (II, 17, 1) die etruskische Besiedelung Kampaniens und der Poebene als gleichzeitig erfolgt, oder als nur zu gleicher Zeit überhaupt stattfindend gemeint habe: mir ist die erstere Auslegung seiner Worte immer noch (Riv. d. stor. ant. V, 37–38) die einfachste und auch historisch wahrscheinlichste, zumal die archäologischen Tatsachen durchaus dafür sprechen. Die von Hellanikos und Dionysios vertretene Ansicht, dass die über Spina eingewanderten „Pelasger“, mit den Tyrrhenern identisch, aus dem Pogegebiet nach Etrurien (Cortona) gegangen seien, wird als unbegründete Kombination abgewiesen, erklärt durch die auf Herodot beruhende Nachricht, dass in Cortona Pelasger wohnten, welche die Sprache ihrer Umwohner nicht verstanden, wohl aber eine verwandte Sprache redeten mit Leuten, die zu seiner Zeit am Hellespont sässen, und durch die so herbeigeführte Identifikation von Pelasgern mit Tyrrhenern. Gewiss beruht die Nachricht Herodots auf gutem Grunde: er wird in Thurioi oder im benachbarten grossgriechischen Kroton selbst von jenem etruskischen „Kroton“ gehört haben und daneben von der Sprachverwandtschaft dieser in Etrurien überhaupt wohnenden Leute mit gewissen in Nordgriechenland und auf den nördlichen Inseln des Archipels sesshaften Stämmen, die er vielleicht aus Augenschein kannte. Herodot kann natürlich bei der ihm zugekommenen und von ihm weiter vermittelten Nachricht nicht an die Etrusker selbst denken, weil er ja die Etrusker aus Lydien über das Meer kommen lässt; daher scheidet er auch scharf die in Cortona wohnenden „Pelasger“ von den Tyrrhenern, die unterhalb jener Pelasger wohnten. In Wirklichkeit wird aber wohl Grenier recht haben, wenn er die Pelasger in Kroton als Etrusker ansieht, und die Umwohner, mit denen sie sich sprachlich nicht verstehen, also die „Tyrsener“ Herodots, in diesem Falle als die „italischen“ Bewohner des etruskischen Landes, die Villanovaleute, oder, wie er sie mit Brizio zu nennen liebt – ich vermeide den Ausdruck lieber als zu vieldeutig (wie Grenier selbst 483–499 ausführlich dargelegt hat) – die Umbrier. Also oben auf der Höhe Krotons die etruskischen Herren, unten und ringsum die politisch unterworfenen „Italiker“. Die von mir selbst früher vertretene Ansicht, die Etrusker müssten zu Lande gekommen sein, die Annahme, ein ganzes Volk könne in so alten Zeiten nicht über See eingewandert sein, möchte ich nicht mehr aufrechterhalten, mich also auch mit Grenier (470–471) gegen Ed. Meyers Hypothese wenden, die von Süden in die Poebene einrückenden Etrusker hätten dort auf dem supponierten Zug von

Nord nach Süd sitzengebliebene Stammverwandte gefunden; die Bodenforschung bei und um Bologna macht eine solche Annahme einfach unmöglich. Die von den Etruskern so scharf geschiedenen Villanovaleute und ihre Kultur werden von Grenier in vorsichtiger Formulierung an Mitteleuropa herangerückt unter Anerkennung der Mittelmeereinflüsse, die sich schon früh bei ihnen bemerkbar machen. Den Untergrund ihrer Kultur findet auch Grenier in der mitteleuropäischen Bronzekultur, deren natürlichste Anknüpfung mir, wie ich oben ausführlich darlegte, durch die Terremarewelt gegeben scheint. Grenier blickt freilich mehr unmittelbar nach Ost als über die Alpen nordwärts. Es ist das ja auch die Annahme führender italienischer Forscher. Ich weiss nicht, ob mit Recht. Donja Dolina u. ä. sind doch jüngere Erscheinungen, ich finde die Beziehungen zu den Gebieten nördlich der Mittelalpen bedeutsamer, vermag daher durchaus nicht in das „sans doute“ einzustimmen für das Einrücken der „Italiker“ aus dem unteren Donautal (473), möchte es höchstens für die bestattenden Italiker (die umbrisch-oskischen Stämme) in Erwägung ziehen.

Dass jene Gebiete nördlich der Alpen auch ältere einflussreiche Beziehungen nach Osten gehabt haben und sich dadurch Parallelererscheinungen erklären mögen, soll nicht geleugnet werden. Über diese und andere Fragen muss weiterer Forschung in den deutschen und österreichischen, namentlich aber den Balkanländern das Endurteil wohl noch vorbehalten sein. Die Veneter und manche der an der Ostküste bis herunter zur messapischen Spitze sitzenden Stämme werden selbstverständlich ganz direkt an die Balkanländer geknüpft bleiben, was für die mittlere Ostküste auch die gute plinianische Überlieferung (III, 112) sagt, sprachliche und Bodenforschung zu bestätigen scheinen.

Aber Einspruch wird man erheben müssen, wie oben dargelegt, gegen Greniers Annahme, dass die Villanovakultur ihre charakteristischen Formen an der tyrrhenischen Küste erhalten habe, wenn auch gern zugegeben werden wird, dass manche der Formen in Südetrurien und Latium ein älteres Gepräge zu zeigen scheinen, als die meisten Tatsachen der „Villanova“-kultur um Bologna. Dass die Abzweigung der „Italiker“ aus der Poebene nach Süden im allgemeinen ganz wohl etwas früher stattgefunden haben könne, als die Besetzung der Gebiete östlich des Panaro, habe ich ja oben selbst zugegeben und zu begründen versucht. Scharf scheiden sich weiter südlich die Stammesgruppen. Es scheint mir eine schöne Bestätigung der von Grenier S. 474 zusammengefassten Ergebnisse der Dialektforschung, dass auch die Gräberforschung mit denselben fast durchweg übereinstimmt: wo umbrisch und oskisch oder eine mit diesen beiden Hauptmundarten verwandte Zunge gesprochen wird, da wird auch die Skelettbestattung geübt; verbrannt dagegen, wo latinisch und verwandt die Sprache ist. Somit trage ich auch, wie ich oben bereits sagte, Bedenken, den Namen „Umbri“ anzuwenden, einigen der Alten folgend, für die „Villanovaleute“. Ich glaube nicht recht, dass sie Umbri im sprachlichen Sinne des Wortes gewesen sind, gerade wegen der genetischen Beziehung ihrer Kultur zu derjenigen der „Terremareleute“. Wollte man die italischen Bewohner der Romagna identifizieren mit den umbrischen und oskisch-sabellischen Stämmen, so würde man zu der Annahme gezwungen, dass alle diese mittel- und unteritalischen Stämme ursprünglich auch verbrannt, dann gemeinsamem Impuls folgend, sobald sie in die Bergländer des Appennin und die weiter südlichen Länder eingedrungen seien, dieser Sitte entsagt und die Bestattung angenommen hätten, sie, die in allem zäh, auch an ihrer Bestattung energisch festhielten, bis tief in die Kaiserzeit hinein, wo nur die natürliche Völkermischung, die wir durch W. Schulzes Eigennamen so trefflich kennen gelernt haben, an dafür geeigneten Zentren auch vereinzelte Verbrennung, wie sie in Rom üblich war, herbeigeführt hat. An der Grenze beider Gebiete, auch dies ist ungemein charakteristisch, berühren sich gelegentlich die verbrennenden und bestattenden Stämme: so in Terni (s. o.), wo die verbrennenden die früheren sind, während die später gekommenen bestattenden Umbri sich darüberlegen; und wie hier und bei Spoleto die Brenner bis in die östlichen Nebentäler des Tiber vordrangen, so überschritten die Bestatter in vereinzelt Fällen den Tiber nach Westen, wo sich z. B. im Faliskerland einzelne alte Bestattungen zwischen Brandgräbern fanden (Mus. P. Giulio, völlig mit dem ebendort aufgestellten alten gabinischen Bestattungsgrab in ausgehöhltem Baumstamm zusammengehend). Auch in Rom, in der Forumsnekropole, fanden solche Über-

schiebungen statt, ohne dass es jedoch den aus der Sabina eingerückten bestattenden Bewohnern (zu denen ja z. B. die Cornelier gehörten und daher mit voller Absicht bis auf Sulla an der Bestattung festhielten) gegliückt wäre, die politische Suprematie dauernd an sich zu fesseln. Und sehr merkwürdig liegt das Verhältnis bei den Völkern, die sprachlich mehr zur umbrischen Gruppe gehören, geographisch aber, so nahe der politisch starken Südspitze der verbrennenden Latiner, von letzteren kräftig beeinflusst, auch wohl ethnisch früh durchsetzt wurden. So kommt es, dass wir alte Brandgräber, denen vom Nordrand des Albaner Gebirges gleichartig, bei Velletri, andere, jüngere, von Caracupa (unterhalb Norba) haben, daneben aber, je weiter nach Süd, vom Albaner Gebirge entfernter, auch alte Bestattung, d. h. die heimische Sitte, so auch in der Nekropole von Caracupa.

Gut setzt sich Grenier mit Helbig auseinander, der richtig die Kontinuität der Kulturen in Etrurien beobachtet habe, aber den unrichtigen Schluss daraus ziehe, dass die Leute, welche ihre Toten verbrannten und in den Tombe a pozzo niederlegten, deswegen auch ethnisch identisch sein müssten mit den in den Tombe a fossa, a corridoio und a camera Bestatteten. Die Kultur gleicht sich leicht und rasch, Ritus und Sprache langsam aus. Auch hier wie bei Bologna sind die Verbrennenden die italische Unterschicht, die Bestattenden die Etrusker: jene These, die ich 1889 zuerst eingehend verfochten habe und die trotz mancher Aufhebungen nun doch immer mehr durchzudringen scheint, gestützt durch die gleichen Scheidungen bei andern Völkern, z. B. in Mitteleuropa. Grenier spielt (483) etwas mit dem Gedanken, die verbrennenden Leute südlich des Appennin könnten ganz gut Etrusker, nördlich dagegen „Umbri“ gewesen sein; das geht natürlich nicht, wenigstens nicht in so früher Zeit; im Verlauf der Jahrhunderte sorgen numerische kulturelle oder auch politische Suprematie je der einen oder anderen Rasse für den Ausgleich.

Grenier versucht, aus der Nachricht bei Plinius III, 112 eine literarische Bestätigung zu entnehmen für den Herrschaftswchsel im Poebene. Das geht jedoch nicht, so sehr es auch sachlich richtig scheinen möchte. Plinius redet nur von dem gallischen Teil der mittleren Ostküste, dem Gebiet der sechsten Region, während das Pogebiet erst später, in der achten, selbstverständlicherweise von ihm behandelt wird. Dafür fehlt jede ähnlich zu verwertende historische Nachricht, bis auf die Worte: Bononia, Felsina vocitatum, cum princeps Etruriae esset und die Notizen über die Boier und Senonen. Die von den Etruskern den „Umbriern“ abgenommenen trecenta oppida können daher auch nicht, wie oft gesehen ist, auf die Villanoviasiedlungen der Poebene bezogen werden, sondern auf Ortschaften des östlichen Mittelitalien: man denke an den feindlichen Gegensatz zu Etruskern und Iapudern (= Picenter u. ä.) noch auf der Urkunde von Igouvium. Eine Einwanderung der Villanovaleute von Süden folgt also in keiner Weise aus Greniers Argumenten. Seine richtigen Bemerkungen über die stabile Art, ja Rückständigkeit gegenüber den Landschaften südlich des Appennin erklären sich besser und historisch richtiger, wenn der in die Romagna abgezogene Schwarm der Terremareleute sich eben im Osten tot lief, und zunächst der nach Süden gerichtet gewesene in den Bereich der höheren Kultur kam.

Gegen eine Hauptthese Greniers habe ich Einspruch erheben müssen, gegen den Versuch, die voretruskische Kultur Bolognas (und der ganzen Romagna) zu erklären als mitgebracht aus dem südappenninischen Lande von einem Schwarm im neunten Jahrhundert von dort gekommener Leute. Alles andere, was ich ausserdem einzuwenden fand, ist im Vergleich damit nur nebensächlich, zumal es zum Teil nur Folgeerscheinungen seiner These sind. Das bedeutende Verdienst der mühevollen, sorgsam und von trefflichem Urteil und Sachkenntnis getragenen Darstellung der Geschichte Bolognas bis zum Galliereinbruch bleibt daneben voll bestehen. Man darf der Stadt Bologna und den italienischen Historikern Glück wünschen, dass ein französischer Fachgenosse, zu der Arbeit berufen wie wenige, den Mut gehabt hat, in klarem schönen Bilde, musterhaft geordnet, zusammenzufassen, was die italienische Einzelarbeit der letzten 40 Jahre vorbereitend geleistet hat. Möchten noch mancher Stadt Italiens solche Biographien entstehen!

Nachtrag zu S. 472—497

Soeben erscheint der erste ausgiebige Bericht Ghirardinis über die älteste Villanovaneekropole im Weichbilde Bolognas, diejenige vor Porta S. Vitale (oben S. 476, 486, 489), in den Rendiconti der R. Accademia delle scienze von Bologna, Anno 1912—13, Cl. di sc. morali S. 65—98, mit zwei Tafeln. Das von mir nach kurzer Autopsie und freundlichen mündlichen Mitteilungen im September und Oktober dieses Jahres oben Gesagte erhält durch jene Mitteilungen des in Bologna z. Z. berufensten Beurteilers natürlich mannigfache Erweiterung, aber keine Änderung. Auch ich werde mich keinen Augenblick scheuen, gern der Ansicht Gh.s beizutreten, welche er in seinem Bericht entwickelt, dass so wie diese Nekropole zu einem Vorort, einem Pagus, gehört habe, so auch in der Villanovazeit wohl das ganze Stadtgebiet Bolognas noch lose, in Gestalt einzelner Pagi, besiedelt gewesen sei, also etwa wie wir uns die Siedlungsformen auf dem ältesten Stadtboden Roms vorzustellen haben, sobald wir im Inneren des jetzigen Bologna nicht nur an der Peripherie, alte Gräber finden. Solange jedoch solche nicht gefunden sind, wird man Bologna gegenüber mit dieser Hypothese noch zurückhaltend sein müssen.

Übrigens möchte ich eine oben S. 476 bei der Korrektur leider übersehene Satzumstellung gerade bei Erwähnung jenes neuen Friedhofs berichtigen: es muss heissen: — — bis jetzt schon gegen (nach Ghirardini schon über) 600 Gräber, die Gräber oder Grabgruppen meistens oben durch aufrechte, unregelmässig gestellte Platten, als Cippi zu erklären, gekennzeichnet, die Urnen in blosser Erde oder von rohen Platten umstellt, deren Formen entweder „Villanova“formen usw.

Heidelberg, 5. Dezember 1913.

v. D u h n.





